

der fahrende skolast: rüchroler hochschullehrung nozen, mai 1963 8. fahrgang nr. 2

skolast

Vorschau

Wenn wir den Vermutungen nachgeben, menschliche Werte entstünden nicht im Trubel des Alltags, die Fähigkeit zu einer besonnenen Handlungsweise werde nicht auf Konferenzen und Tagungen erlernt, sondern bilde sich in einer Atmosphäre der Stille und Zurückgezogenheit, so ist die Formung der menschlichen Persönlichkeit eng mit seiner Eignung verknüpft, sich von Zeit zu Zeit aus dem geschäftigen Alltag zurückzuziehen zur Besinnung und Einkehr.

Deshalb wollen wir in der nächsten Nummer den Menschen etwas mehr aus der Nähe betrachten, wobei wieder einige Punkte zur Anregung dienen sollen:

- Der theologische und psychologische Begriff der Seele
- Die Charakterbildung durch Umwelteinflüsse: über die Bodenständigkeit des Tirolers
- Gefahren und Nutzen der modernen Psychologie: der Test
- Das Elektronengehirn und sein Anwendungsbereich
- Beziehungen zwischen Erotik und Sexualität
- Bildhaftes und gedankliches Erfassen der Umwelt beim Kind im Gegensatz zum Erwachsenen
- Bedeutung von Handlungen aus irrationalen Beweggründen: inwieweit wird die Vernunft zur nachträglichen „Begründung“ emotionaler Handlungsweise herangezogen?
- Humor: warum bringt der fahrende skolast keine heiteren Beiträge?
- Inwieweit liefert die Sprache selbst schon ein gedankliches System?

Redaktionsschluß für die kommende Nummer am 30. Juni 1963.

Mit dem übernächsten Thema: „Heimat neu gesehen“ wollen wir versuchen, bisher unbeachteten Ereignissen in der Heimat unsere Beachtung zu schenken und Gewohntes in neuem Lichte zu sehen.

Der Pressereferent

Titelbild: Armoudh	1
Skolast - Vorschau: der Pressereferent	2
Studenten im Gespräch: Viktor Guarda	3
Zeichnung: Hubert Zanol	3
Universität Bozen: Josef Ties	4
Zeichnung: Ofald	4
Die Kunst und das Programm: Albert Mayr	5
Zitatensammlung: Heribert Platzgummer	6
Versuchung: Zeichnung von Hubert Zanol	6
Der Profet: Zeichnung von Luis Stephan Stecher	6
der neue olymp: moses endewell	7
preludium funebre: moses endewell	7
Das andere Auge: Dominik Lemmes	8
Zeichnung: Ofald	9
George, Adrienne, ihre Seele und der Tod: Monique	10
Das Lied zum Traum: Horst Weiß	12
Dies eine bleibt uns: vincent	12
Zeichnung: Kindergarten Algund	12
Regenhimmel hing über Dächern: Monique	13
Das große Rad dreht sich dem Winter zu: Monique	13
Das Dunkel fliehen: Horst Weiß	13
Vor dem geöffneten Fenster: Monique	13
Yo escucho los cantos: Antonio Machado	14
En la desnuda tierra del camino: Antonio Machado	14
El foro: Alfonso Pintó	14
Cálido pecho blanco: Alfonso Pintó	15
Crece en la plaza en sombra: Antonio Machado	15
Canciones: Antonio Machado	15
(Übertragung aus dem Spanischen von Oskar Pohl)	
Der Traum: Collage von Samuel Spielmann	16
Durchs Berberland, Arabien: Oswald von Wolkenstein	17
(Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen von Lotte Fill)	
Homage an Sigmund Freud: Collage von C. Ph. Sefhzyr	18
homage to clichés: L M N	19
(Übertragung aus dem Englischen von Oskar Pohl)	
Promenade: Herbert Rosendorfer	20
Die Schneegänse: Monique	21
Zeichnung: Ofald	21
Samstag: Oskar Pohl	22
Eberhard: am. ar. at.	22
Vom großen Buddha: Oli Angostin	22
Über das Gedicht prelude funebre von moses endewell: Josef Santifaller	22
Artikelwettbewerb: der Vorstand	23
Photowettbewerb: der Vorstand	23
Zeichnung: Hubert Zanol	23
Mitteilungen	24



Studenten im Gespräch

den Jugend — raten, seine Augen wohl zu öffnen und eine, allerdings oft übertriebene Selbstverleugnung nicht falsch auszulegen.

Man braucht sich ja nur der kleinen Mühe zu unterziehen, mit solchen Menschen (die aus übertriebener Bescheidenheit ihr wahres Wesen vertugnen) ein Gespräch anzuknüpfen, um nach und nach von der edlen Gesinnung derselben überrascht, ja beschämt zu werden. Hinzu kommt meistens — wie könnte es anders sein — ein hoher Bildungsgrad und ein gediegenes Wissen: Wie trefflich handhaben sie doch all das, was sie in der Mittelschule und im Lyzeum gelernt haben; einzelne scheinen sogar aus der Volksschulzeit so manches herübergerettet zu haben. Wie wäre es sonst zu erklären, daß die genannten Personen ein so wohlgeordnetes, fein säuberlich nach a, b und c gegliedertes Wissen besitzen? Es kann vorkommen, daß in einer Diskussion der Eine, zur Bekräftigung seiner Behauptung über einen Dichter oder Philosophen, Sätze aus einer alten Literatur- bzw. Philosophiegeschichte zitiert und zwar unter haargenauer Angabe von Seite, Absatz und Zeile. Was bleibt da dem anderen, wenn er dummerweise den betreffenden Dichter oder Philosophen nur aus seinen Werken kennt, anders übrig, als vor diesem gesicherten Wissen — wenn auch nicht ohne Neid zu kapitulieren?

Mich jedenfalls beschleicht in solchen Fällen immer ein heimliches Grauen, verbunden mit wehmütigen Erinnerungen glücklicher Tage. Daß es nur Menschen gibt, die trotz jahrelangen Hochschulstudiums das alles nicht vergessen haben!

Doch, Gottlob, das ist nicht das Einzige, was viele von uns noch immer mit großer Ehrfurcht bewahren. Nein, auch dem Glauben der Kindheit ist in den Herzen ein steinernes Denkmal gesetzt.

Mit Recht wird mich nun mancher fragen, wie ich zu dieser optimistischen Behauptung gelange. Nun, ein Anzeichen für das Zutreffen der Behauptung glaube ich darin sehen zu dürfen, daß die Gegenfront unserer christlichen Konfession (etwa Marxismus, atheistischer Existenzialismus usw.), so sie in den Vorträgen zur Sprache kommt (so z. B. der Kommunismus bei den Hochschulwochen 1960), stets mit leichtem Spott abgetan, wenn nicht gar völlig ignoriert wird — das aprobateste Mittel um stets Recht zu behalten. Ja, wer es wagt, auf diese Probleme einzugehen, oder gar sich hypothetisch auf die „andere Seite“ zu stellen, der wird sofort verdächtigt und künftighin scheinbar angesehen. Man hält sich dabei wohl an den Grundsatz: „Bring deinen Glauben nicht leichtsinnig in Gefahr.“ Ich möchte bekräftigend hinzufügen: Und auch nicht nutzlos! Ein anderes Anzeichen für obige Behauptung scheint mir der Umstand, daß fast alle von uns Studenten, trotz Gefahren der Großstadt, der fernen Welt und trotz größerer Glaubensfreiheit, an den Bräuchen (hier im weitesten Sinn verstanden) unserer Väter und Großväter festhalten. Vielleicht merkt man, daß die Bräuche ihnen schon so etwas selbstverständliches geworden sind, daß man ohne Ueberheblichkeit bereits von Gewohnheiten sprechen könnte, von Gewohnheiten wie das Zähneputzen vor dem Schlafengehen.

Natürlich gibt es auch unter uns Ketzern — die Pest über sie — Menschen, die alles begreifen wollen und vom Denken einfach nicht lassen können, wiewohl jeder Dorfjunge weiß, daß Denken nur in ganz bestimmten Fällen gestattet ist.

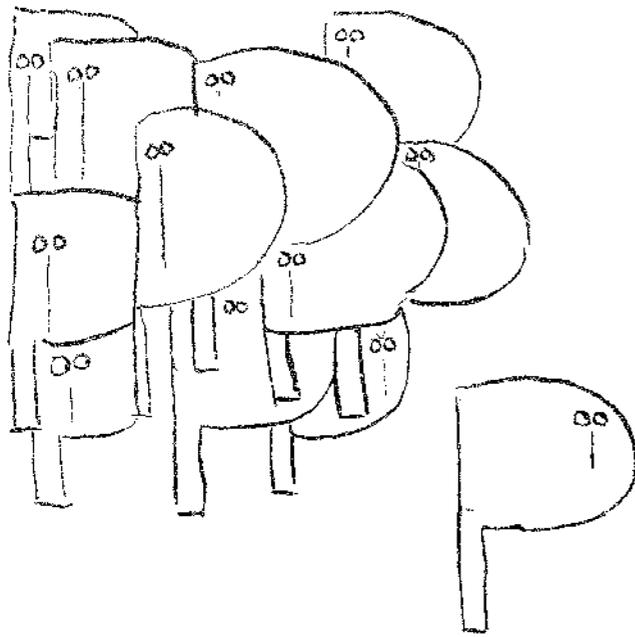
Mir will scheinen, als steckte in diesen Menschen, denen das ewige Denken und Erwägen anhaftet, etwas von jener Dämonie, welche einst Sokrates dazu verleitet, die herrliche Instinktsicherheit der Griechen zu zerstören. Doch zur Beruhigung kann ich gleich hinzufügen, daß diese denkenden Menschen in der Minderheit sind. Die breite Masse weiß, Gott sei Dank, wohin das ewige Denken und Fragen führt: zu einem soßsamem Unbehagen an unserer geistig so hochgezüchteten Welt, zu einer chaotischen Angst vor unserer technisch bis ins Letzte gesicherten Lebenssphäre, zu gänzlich sinnlosen Selbstbeschuldigungen. Wer sich solches Denken zu eigen macht, ja das Denken überhaupt, kann nicht umhin, all das, was wir als gesichertes Fundament betrachten, unberechtigterweise zu verdächtigen, kurz gesagt, den sicheren Weg für einen schwankenden Steg zu halten.

Doch, wie gesagt, diese Gefahr scheint vorerst noch fern zu liegen: Zu meiner Beruhigung habe ich immer festgestellt, daß man für Fragen solcher Art wenig übrig hat und nach den Vorträgen brav bemüht ist, die Gedanken zu zerstreuen und von ganz harmlosen Dingen zu sprechen. Die vorhin erwähnten Ketzern, welche die Hochschulwochen mit Arbeitswochen zu verwechseln scheinen — warum um Gottes Willen hat man sie ausgerechnet nach dem Kurort Meran verlegt? — fanden denn auch gerechten Spott. Einer von ihnen wollte unbedingt versuchen, mit seiner grüblerischen, verderbten Natur manchen sorglos-heiteren Menschen anzustecken. Doch, wie es nicht anders sein kann bei unserem gesunden Volksschlag, ging er den meisten bald auf die Nerven — mir übrigens auch — so daß er schließlich mit seinen Hirngespinnsten allein gelassen wurde oder gezwungen war, sich an ausländische Studenten zu haften. Hatte er sich etwas besseres verdient?

Mancher der diese optimistischen Zeilen liest, wird vielleicht skeptisch werden und sich fragen, ob solche Lobessprüche nicht etwa einem gänzlich unkritischen Geist entstammen.

Um dieser Verdächtigung zu entgehen, will ich zum Abschluß versuchen, auch die kleinen Mängel, welche sich natürlich überall einschleichen, unter die Lupe zu nehmen.

Vor allem möchte ich da die Frage aufwerfen, ob denn die Nachmittagsdiskussionen überhaupt einen Sinn haben, nachdem sich der Großteil doch nicht dafür zu interessieren scheint. Wer, außer den Ketzern und den paar Leuten, welche entweder bei den Vorträgen schlafen oder einfach nicht begreifen, sei es auch noch so klar — und demzufolge dauernd etwas zu fragen haben — wer, außer diesen Leuten könnte auch schon auf die Idee kommen, sich an Diskussionen, die, wie man weiß, ohnehin nutzlos sind, zu beteiligen, anstatt einen kleinen Spaziergang zu machen, oder sich einmal gründlich auszuruhen?



UNIVERSITÄT BOZEN

warum wir dagegen sind

Am 3. April brachte der „Alto Adige“ auf Seite 7 einen Artikel aus der Feder von Prof. Angelo Filipuzzi, dem Leiter des italienischen Kulturinstitutes in Wien, worin dieser versucht, die übernationale Bedeutung einer Universität Bozen zu beweisen. So sehr wir Prof. Filipuzzi schätzen, können wir uns doch nicht versagen, unsere Gegenmeinung in unmißverständlicher Weise zu äußern.

Zuerst einige Vorbemerkungen. Wir sind keineswegs gegen die italienische Kultur. Wir wissen, daß sie Leistungen aufzuweisen hat, die unsere ganze Bewunderung verdienen. Es liegt uns vollkommen fern, etwa Goethe gegen Dante auszuspielen. Wir würden ihnen dadurch beiden Unrecht tun und sie mißverstehen. Trotzdem glauben wir ein Recht zu haben, zur deutschen Kultur ein engeres Verhältnis zu haben als zur italienischen. Gegen das Ideal des Weltbürgers, der zu keiner speziellen Volkskultur ein besonderes Verhältnis hat, sind wir sehr skeptisch. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kulturkreis (und nichts ist natürlicher als die Zugehörigkeit zu jenem Kulturkreis, mit dem eine Sprache und Tradition verbindet) bestimmt naturgemäß die Perspektive des einzelnen Kulturträgers. Es dürfte auch klar sein, daß sich erst durch das sichere Beheimatetsein in der eigenen Kultur die Möglichkeit einer fruchtbaren Begegnung mit einer anderen Kultur ergibt. Wir werden uns dieser Begegnung nicht verschließen, wenn die genannte Voraussetzung gegeben ist.

Und nun zur Universität Bozen. Prof. Filipuzzi vertritt die Meinung, daß sich eine solche „ohne Zweifel positiv“ auswirken müßte. Die Universität Padua habe eine Kommission von Professoren beauftragt, die Vorteile einer eventuellen philologischen Fakultät in Brixen zu studieren. Daß diese Kommission, die das Problem naturgemäß vom italienischen Gesichtspunkt aus sieht, Gründe für die Erstellung einer solchen Zweigstelle der Universität Padua finden wird, ist vorauszusetzen. Ihre Meinung ist aber für uns nicht unbedingt maßgebend.

Nach Prof. Filipuzzi müßte die Provinz Bozen über eine technische Fakultät verfügen, um die Südtiroler Hochschüler zu bewegen, nicht mehr an ausländische Universitäten zu gehen. Es sei gar nicht schwer, Dozenten aus Italien, Deutschland und Oesterreich dafür zu verpflichten. Die Vorlesungen sollten doppelsprachig sein und Studenten nicht nur aus den italienischen Nachbarprovinzen, sondern auch aus den übrigen Teilen der Halbinsel herbeirufen. Ja sogar Hörer aus ganz Europa und dem

nahen Orient verspricht sich Prof. Filipuzzi. Die Begegnung der Südtiroler akademischen Jugend mit Studenten anderer kulturellen Prägung sollte ihr europäisches Denken fördern. Da haben wir es also: Förderung des europäischen Denkens, aber ja nicht über die Grenzen hinausschicken! Europäisches Denken wird hier offensichtlich gleichgesetzt mit italienischem Denken um jeden Preis. Wir sind der Meinung, daß nichts geeigneter ist, den Blick für die Forderungen eines geeinigten Europas zu schulen, als das Studium an ausländischen Universitäten, wo fürwahr die Gelegenheit, andere Menschen und Meinungen kennenzulernen, sich in reicher Fülle bieten. Jeder Versuch, der akademischen Jugend des 20. Jahrhunderts diese Möglichkeit zu nehmen oder sie auch nur einzuschränken, muß als antieuropäischer Akt verurteilt werden.

Daß eine technische Hochschule in Bozen viele italienische Studenten anziehen würde, ist uns klar; daß aber Studenten aus den germanischen Ländern in reicher Zahl die vorzüglichen technischen Hochschulen Deutschlands und Oesterreichs verlassen und dafür nach Bozen kommen würden, ist nicht gut denkbar. Kann es sich Italien wirklich ohne weiteres leisten, in Bozen eine technische Universität mit allen dafür nötigen Einrichtungen zu erstellen, ohne deswegen andere dringlichere Aufgaben zu vernachlässigen? Wie stellt sich Prof. Filipuzzi die Zweisprachigkeit der Vorlesungen vor? Wie soll das räumlich und finanziell zu lösen sein? Wenn jemand neben dem Fachstudium noch Fremdsprachen lernen will, so hat er immer die Möglichkeit, einige Semester im betreffenden Lande zu studieren. Es ist Aufgabe der einzelnen Regierungen, entsprechende Vereinbarungen zu treffen. Das Studententelabkommen zwischen Italien und Oesterreich ist hierin ein guter Anfang, wenn es auch in einigen Punkten noch vervollkommnungswürdig ist.

Den Beitrag, den eine Universität Bozen zur Lösung des Südtirol-Problems leisten sollte, glauben wir nur zu gut zu kennen: Es sollte durch eine geförderte geistige Unterwanderung endlich jede deutsche Regierung ausgeschaltet werden. Wie unter den gegenwärtigen Umständen eine Universität Bozen unseren berechtigten kulturellen Wünschen entgegenkommen sollte, müßte uns erst bewiesen werden.

Prof. Filipuzzi sagt mit Recht, die Zeiten, wo die Universitäten Brandherde von nationalen Revolutionen waren, sollten vorbei sein, die studentische Jugend fühle und denke heute übernational. Man erhält aus dem Artikel den Eindruck, der Autor sehe

dies Ideal nur in einer Universität Bozen verwirklicht. Als ob die österreichischen und deutschen Universitäten Brutstätten für revolutionäre Elemente anstatt ernste Stätten der Wissenschaft wären! Wir wissen nur zu gut, was sich zu Zeiten unter den italienischen Studenten abspielt.

Für den Fall, daß die „europäischen“ Motivierungen für die Universität Bozen nicht genügen sollten, hat Prof. Filipuzzi noch andere auf Lager. Dabei hat er freilich nur mit den italienischen Lesern gerechnet und somit die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Was wagt Prof. Filipuzzi zu schreiben? Folgendes: „Il noto attaccamento al denaro delle popolazioni locali di lingua tedesca finirebbe per indurle presto ad inviare i propri giovani a frequentare la Università esistente sul posto e ad abbandonare quella lontana in Austria o Germania...“ Nein, Herr Prof. Filipuzzi, so weit sind wir noch lange nicht, für das Geld alles herzugeben, schon gar nicht unsere kulturelle Bindung an Oesterreich und Deutschland. Wir sind Ihnen, Herr Professor, sehr dankbar für diese Äußerung, denn sie zeigt uns, von welcher unredlichen und uneuropäischen Spekulation Ihre Erwägungen geleitet sind.

Es entspricht auch keineswegs der Wahrheit, daß „alcuni mestieranti della politica“ uns in der Wahl des Studienortes bestimmen; wenn die Südtiroler Hochschüler österreichische und bundesdeutsche Universitäten vorziehen, dann einfach deshalb, weil sie es als ihre Pflicht Südtirol gegenüber ansehen, sich ihr akademisches Wissen dort zu holen, wo es ihnen in ihrer Muttersprache geboten wird. Daß uns dies von den Behörden erleichtert wird, dafür sind wir ihnen sehr dankbar.

Die Südtiroler Hochschüler sehen es als ihr gutes Recht an, nach freier Entscheidung ihre Universitäten zu wählen. Sie glauben, daß das auch im Sinne eines geeinigten Europas ist. Gegen einen echt europäischen Geist arbeiten aber jene, die aus politischen Grenzen auch kulturelle Grenzen machen wollen. Eine Universität Bozen wird solange nicht unsere Zustimmung finden, als wir ernstlich befürchten müssen, daß sie als ein politisches Instrument gegen unsere Interessen mißbraucht wird. Erst wenn wir mit guten Gründen annehmen können, daß sie auch unsere Kultur fördert, sind wir bereit, an ihren europäischen Geist zu glauben. Dann werden wir sie auch bejahen.

DIE KUNST UND DAS PROGRAMM

Studenten im Gespräch

(Fortsetzung von Seite 3)

Damit ist natürlich nicht das Verhältnis z. B. eines Theaterabends zum betreffenden Programmheft gemeint, noch soll hier die Rede auf den schon allzu oft erörterten Wert, bzw. Unwert der sogenannten „Programm Musik“ gebracht werden. Es gehört anscheinend zum guten Ton der künstlerischen Avantgarde der verschiedenen Branchen, möglichst markante und originelle programmatische Festlegungen, Schlagwörter zu schaffen, ehe man zur eigentlichen Produktion schreitet.

Daß sich Künstler mit gemeinsamen übereinstimmenden Bestrebungen zusammenschließen, und das, was ihnen als erreichbar, realisierbar erscheint, irgendwie zu umreißen versuchen, ist so alt wie die Kunst selbst.

Doch in unserem Jahrhundert nahm dies unverhältnismäßig große, bedenkliche Formen an. Den Stein ins Rollen brachten die Futuristen. Dann ging es munter durch die verschiedenen „Ismen“ bis heute, wo man beispielsweise einen Schriftsteller nicht daran erkennt, daß er „schreibt“, sondern daß er sein Engagement (im weiten Sinne des Wortes) hat.

Unwillkürlich denkt man an Tucholsky's: „Der Mensch ist ein Wesen, wo Kopf, Arme, Beine und eine Fahne hat; auf das erste kann er verzichten, niemals aber auf das letzte.“

In Italien sieht die Sache ungefähr so aus: wehe, wenn man nicht politisch verpflichtet ist. Zwar liegen die Dinge wirklich nicht so, daß — wie im Risorgimento — alles zu einer politischen Erneuerung hintenderte, dafür findet man eben anderes. Beliebt, besonders in der Filmproduktion, sind bekanntlich die bösen Deutschen; ohne jetzt deren unbewältigte Vergangenheit beschönigen zu wollen, wirkt es doch lachhaft, wenn noch ein Regisseur wie De Sica 17 Jahre nach Kriegsende Sartres „Eingeschlossene von Altona“, die immerhin im Ganzen der Sartreschen Theaterproduktion von Interesse sind, besonders im Hinblick auf das „théâtre de situation“, hernimmt und vergewaltigt, um daraus einen rein politisch gehaltenen Anklageschinken zu drehen, in dem die hie und da übriggebliebenen Ansätze der eigentlichen Problematik des Stückes deutlich fehl am Platze sind.

Im Theaterbetrieb ist Brecht Trumpf; nichts gegen Brecht, aber man merkt allzu deutlich die Absicht und man wird verstimmt, zumal die weitaus wertvolleren Gedichte, die aber der erkennbaren politischen Tendenz ermangeln, bislang viel weniger Absatz gefunden haben.

Interessanterweise sind auch die sonst dem Tagesgeschehen doch so abholden Musiker mit von der Partie. Auf einer Zusammenkunft junger Musiker und Schriftsteller, bei der Fragen des zeitgenössischen Theaters, besonders des Musiktheaters, erörtert wurden, wurde bald nach Beginn, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, der einprägsame Leitsatz verkündet: Brecht si — Inoseco no. Trug sich ein Musiker mit dem Gedanken, Gedicht- oder Theatertexte zu vertonen, so appellierte man an sein künstlerisches Gewissen, daß er, wenn sich schon kein befriedigender Text, der die Kubakrise zum Inhalt hat, finden ließe, wenigstens den Freiheitskampf der Algerier zum Sujet seines Orkus wähle

Die blühdenden Künstler, die Anfang des Jahrhunderts, wenn auch nicht im politischen Sinne, sehr angestrengt in Schlagwörtern machten (Marinetti), scheinen sich hingegen nun etwas herauszuhalten.

Doch jedenfalls sieht man, daß Bachs einfacher, inhaltsreicher Satz: „So soll auch des Generalbasses... u.s.f.“ nicht mehr hoch in Kurs steht.

In Deutschland ist natürlich politisches Engagement nicht sehr erwünscht; kann es einer trotzdem nicht lassen, reagiert man mit peinlich berührtem Schweigen. Dafür wimmelt es von selbstbewußten, meist ziemlich schnodderig gehaltenen Ankündigungen junger Kunstjünger, das Kolumbusei, das die zeitgenössische Kunst ja so nötig hat, gefunden zu haben. Horst Wessely, der Regisseur der Böll-Vorfilmung „Das Brot der frühen Jahre“ brachte, man sagt auch zum Zwecke der Fondbereicherung, ein umfangreiches Manifest seiner Clique in Umlauf, das folgenderweise beginnt: „Wir erheben den Anspruch, den neuen deutschen Film zu schaffen“, dem es auch irgendwie gelang, den erwünschten Staub aufzuwirbeln und es wurde fast zur gesellschaftlichen Verpflichtung, den o. e. Film anzusehen.

Auch Karlheinz Stockhausen, Wortführer der Musikeravantgarde und Nesthäkchen des Westdeutschen Rundfunks, versteht es nicht schlecht, auf diese Taste zu drücken. Von Zeit zu Zeit gibt es wieder einen Vortrag (Kostprobe = Wir wollen uns nicht um jene kümmern, die auf den Trümmern des Alten weinen — wir wollen das neue Musikerlebnisgerühl im Hörer wecken“ und obwohl kaum jemand der normalen Konzertbesucher von seiner Musik das mindeste mitnimmt, bringt doch, wenn er mal im Kölner Rundfunksaal ein Konzert ganz für sich allein geben darf, sogar „Bild“ einen ausführlichen Artikel.

Ein anderer Kölner, H. G. Helm, ist als Autor von launigen, neusprachschöpferischen Büchern (Fam Ahnriegow) und Sprech„oratorien“ tätig. Dem letzten, in Bremen aufgeführten Opus, das aus dem Laien unverständlichen Buchstaben — und Interjektionskombinationen bestand mit eingestreuten Fragmenten „gewöhnlicher“ Sprache, ging eine langatmige Einleitung voraus, die den Hörer darauf hinwies, daß sich das Werk zur Aufgabe gestellt hatte, die Philosophie Heideggers (kühnerweise als faschistisch bezeichnet) zu widerlegen und in ihrer Unmenschlichkeit bloßzustellen. Das läßt sich anscheinend mit ähnlichen Schöpfungen bewerkstelligen (Zitat aus dem letzten Teil des Werkes: „Vergnügen ob des vollendeten Blödsinns.“

Wie ihr seht, liebe Südtiroler Künstler, auch bei uns kann es ohne Engagement nicht weitergehen. Zwar scheint man hier und dort, z. B. in Frankreich, dem veralteten Grundsatz zu huldigen, daß ähnliche Schöpfungen bewerkstelligen (Zitat aus dem letzten Teil des Werkes: „Vergnügen ob des vollendeten Blödsinns.“

Wie ihr seht, liebe Südtiroler Künstler, auch bei uns kann es ohne Engagement nicht weitergehen. Zwar scheint man hier und dort, z. B. in Frankreich, dem veralteten Grundsatz zu huldigen, daß ähnliche Schöpfungen bewerkstelligen (Zitat aus dem letzten Teil des Werkes: „Vergnügen ob des vollendeten Blödsinns.“

Was die zweite Gruppe anbelangt (die Gruppe derer, die in den Vorträgen schlafen oder einfach nicht begreifen) so zählen zu ihr glücklicherweise fast ausschließlich ausländische Studenten. Wie schrecklich ungebildet müssen sie doch sein, daß sie dauernd etwas fragen müssen. Sie stechen sehr unliebsam von uns ab, die wir, im Bewußtsein eines gesicherten Wissens, in vornehmer Zurückhaltung verweilen. Ich glaube, nun wird jedermann einsehen, daß diese Diskussionen überflüssig sind. Was die Vorträge selbst betrifft, so waren die Meinungen vor allem bezüglich der Auswahl derselben sehr geteilt. Die Philosophen fanden es größtenteils sehr anstößig, daß sich in eine so geistvolle Studententagung (1961) ein Naturwissenschaftler, noch dazu einer von der T. H. eingeschlichen halte, um auf geistlose Art über so gänzlich uninteressante Themen wie Quantentheorie, Atomphysik, Heisenbergsche Unschärferelation usw. zu sprechen.

Man kann ja schließlich nicht auf der einen Seite dauernd über die verfluchte Technik herfallen, der wir alles Unheil unserer Zeit zu verdanken haben — man denke nur an die selige Zeit unserer Ahnen — und auf der anderen Seite der Technik wiederum Interesse und Beifall schenken.

Die Techniker und Naturwissenschaftler wiederum, von ihren schleichenden Minderwertigkeitsgefühlen erlöst, wagten es, ganz bescheiden darauf hinzuweisen, daß die Philosophie (hier im weiteren Sinne verstanden) gänzlich nutzlos sei, wogegen Naturwissenschaft und Technik Heil und Segen der Zukunft bedeuteten. Nachdem beide Gruppen Recht zu haben scheinen — der Satz des Widerspruchs ist schon längst überholt — wäre es vielleicht gut, wenn man zwei getrennte Meraner Hochschulwochen abhalten würde. Eine etwa im August für die Techniker und eine im September für die Philosophen. Um aber gegenseitige Anfeindungen zu vermeiden, würde ich raten, durch scharfe Kontrollen zu vermeiden, daß ein Philosoph bei den ersten und ein Naturwissenschaftler bei den zweiten Hochschulwochen Zutritt findet. Auf diese Weise wäre dann der Zwist überwunden: Die Philosophen könnten drauflos philosophieren, als befänden sie sich im Wolkenkuckuscheln, die Naturwissenschaftler und Techniker wiederum ohne dem geistigen Beiwerk drauflos experimentieren und konstruieren. Ein alter Wunschtraum der Menschheit wäre damit in Erfüllung gegangen.

Am Ende meiner Uebertegungen angelangt, möchte ich an jeden Leser den dringenden Appell richten, sich ja nicht durch den kritischen Teil dieses Aufsatzes angesprochen und betroffen zu fühlen, das soll sich nämlich nur jeweils der „Andere“.

Dieser „Andere“ — falls es ihn überhaupt gibt — wird nun zu mir kommen und mir vorwerfen, ich hätte ihn schändlich mißtrütert, insofern ich nämlich maßlos übertrieben hätte. Ihm werde ich folgendes erwidern:

„Lieber Anderer“, sei nur nicht böse, aber du hast eine so dicke Haut, daß ich alles Verfügbare zusammenschweißen mußte, um eine Spitze zu bekommen, welche dich nicht nur kitzelt, sondern möglicherweise auch aufweckt. Es ist nun mal so mit Leuten, die an Schlaflosigkeit leiden, sie können es nicht ertragen, wenn andere friedlich schnarchen. Verzeih diese Gehässigkeit!

Albert Moxr, Florenz
Viktor Guardia

Gandhi: Die Rose hält keine Rede über die Süße ihres Duftes. Sie strömt sie einfach aus (zu kath. Mission).

Tagore: Das Falsche wird nicht dadurch wahr, daß es mächtig ist.

Kraus: Der christliche Tierpark: Eine gezähmte Löwin sitzt im Käfig. Viele Löwen stehen draußen und blicken mit Interesse hinein. Ihre Neugierde wächst am Widerstand der Gitterstäbe. Schließlich zerbrechen sie sie. Händeringend flüchten die Wärter (auf die Sexualethik bezogen).

Kraus: Witz und Glaube wurzeln im größten Kontrast. Denn einen größeren als den zwischen Gott und Gottes Ebenbild gibt es nicht.

Kraus: Das Christentum war zu schwach vor der Rache Jehovas, seine Verheißung zu dürftig, sein Himmelreich eine zu arme Entschädigung, daß die Menschheit sich für dieses Himmelreich im Voraus entschädigen zu müssen glaubte. Die Szene: Ein Freudenhaus, das ein Schlachthaus ist, und im Hintergrund die letzte Kapelle, in der ein einsamer Papst die Hände ringt. Es ist nur ein Bild. Am Monolog vorbei geht die Handlung weiter.

Kierkegaard: Das glaube ich fest: so viel Verworrenes, Böses und Abscheuliches in den Menschen auch wohnen kann, wenn sie zum verantwortungs- und reuelosen „Publikum“, zur „Menge“ und dergleichen werden, so viel Wahres und Gutes und Liebenswertes ist in ihnen, wenn man erreichen kann, daß sie einzelne werden. Ach, und wie würden die Menschen nicht - Menschen werden. Menschen, die man lieben müßte, wenn sie Einzelne vor Gott würden.

Kierkegaard: Von einem schwedischen Pfarrer wird erzählt, daß er, erschüttert über den Anblick der Wirkung, die seine Rede auf die Zuhörer hatte, die in Tränen hinschwammen — es wird erzählt, daß er beruhigend sagte: weinet nicht, Kinder, das könnten alles miteinander Lügen sein. Warum sagt der Pfarrer das jetzt nicht mehr? Es ist nicht nötig, wir wissen es: — wir sind alle Pfarrer. Aber deshalb können wir ja gerne weinen; sowohl seine wie unsere Tränen wären auf keine Weise heuchlerisch, sondern so gemeint, wahr — wie im Theater.

Kierkegaard: Ist das dieselbe Lehre, wenn Christus zu dem reichen Jüngling sagt: verkaufe alles, was du hast — und gib's den Armen; und wenn der Pfarrer sagt: verkauf alles, was du hast, und -- gib es mir?



Lichtenberg: Wenn Religion der Menge schmecken soll, so muß sie notwendig etwas vom Hautgout des Aberglaubens haben.

Lichtenberg: Ist es nicht sonderbar, daß jeder sein eigener Arzt, sein eigener Advokat sein darf; sobald er aber sein eigener Priester sein will, so schreit man Jammer und Weh über ihn, und die Götter der Erde mischen sich dazwischen. Was wohl die Ursache sein mag, daß sich die Götter der Erde so sehr um das ewige Wohl der Menschen bekümmern, da sie doch ihr zeitliches oft so unverantwortlich vernachlässigen.

Lichtenberg: Eine der größten Raffinerien des menschlichen Geistes ist unstreitig die, daß man der Menschen Hoffnungen auf einen Zeitpunkt zusammengezogen hat, von welchem sich wenigstens mit geometrischer Gewißheit nie etwas Entscheidendes für oder wider ausmachen lassen wird, obgleich ein unendliches Gefühl, das schwer zu entwickeln ist, nur allzu deutlich zeigt, daß alles nichts ist.

Lichtenberg: Man kann nicht genug behorzen, daß die Existenz eines Gottes, die Unsterblichkeit einer Seele und dergleichen bloß denkbare, aber nicht erkennbare Dinge sind. Es sind Gedankenverbindungen, Gedankenspiele, denen nicht etwas Objektives zu korrespondieren braucht.

Lichtenberg: Der verstorbene Moors, der eine katholische Aufwärterin hatte, welches ich nicht gut dulden konnte, sagte einmal bona fide zu mir: „Das Mensch ist zwar katholisch, das ist wahr, aber ich kann dich versichern, es ist eine ehrlich gute Haut; kannst du dir vorstellen, sie hat neulich mir zulieb einen falschen Eid geschworen.“

Lichtenberg: Ist denn wohl unser Begriff von Gott etwas weiter als personifizierte Unbegreiflichkeit?

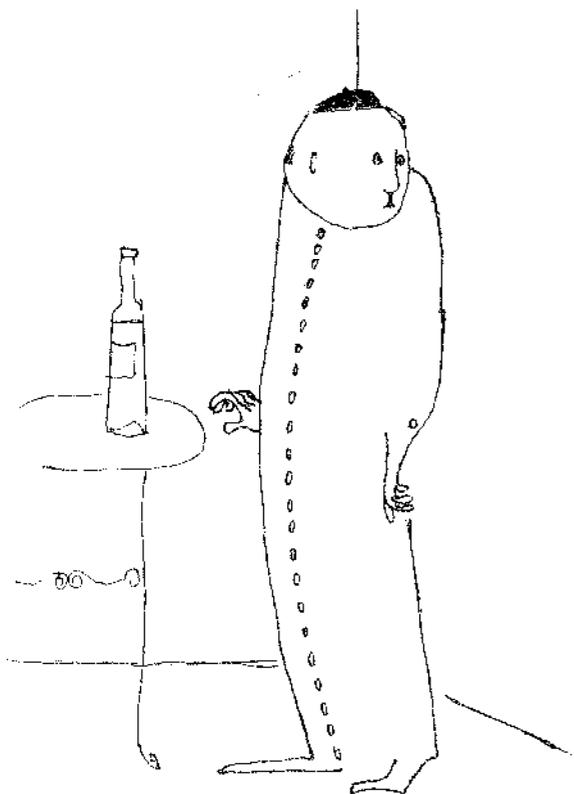
Lichtenberg: Wir, der Schwanz der Welt, wissen nicht, was der Kopf vorhat.

Pascal: Nichts ist reine Wahrheit, und deshalb ist nichts wahr, was wir für reine Wahrheit halten.

Pascal: Das kann ich Descartes nicht verzeihen. Er hätte am liebsten in seiner ganzen Philosophie Gott nicht bemüht; er aber kam doch nicht umhin, ihn der Welt, um sie in Bewegung zu setzen, einen Nasenstüber geben zu lassen; danach hat er nichts mehr mit Gott zu tun.

Pascal: Unbegreifbar ist, daß Gott ist, und unbegreifbar, daß er nicht ist; daß die Seele dem Körper vereint ist und daß wir keine Seele haben; daß die Welt geschaffen ist und daß sie es nicht ist; daß es die Erbsünde gibt und daß es sie nicht gibt.

Pascal: Wenn der Mensch nicht für Gott geschaffen wurde, warum ist er dann nur in Gott glücklich? Wenn der Mensch für Gott geschaffen wurde, weshalb ist er dann so im Widerspruch zu Gott?



Lichtenberg: Die Geistlichen machen einen Lärm, wenn sie einen Mann sehen, der frei denkt, wie Hennen, die unter ihren Jungen ein Entlein haben, welches ins Wasser geht. Sie bedenken nicht, daß diese Leute in diesem Element so sicher leben als sie im Trocknen.

Lichtenberg: Glaubt ihr denn, daß der liebe Gott katholisch ist?

Lichtenberg: Ist es nicht sonderbar, daß die Menschen so gern für die Religion feciten und so ungern nach ihren Vorschriften leben?

der neue olymp

moses endewelt

Wolkenbrauer;
Feuer glühen am Olymp
der Bettler; Strolche und Hausierer
Clochards verehren
Nebel dumpfte Lichter
Hafenbarmusik
und Schnapsgeruch
ihr Weihrauch.

Er war schon alt besorgt um seine Heiterkeit die er zwar nie besitzen; man sagte ihm es gäbe den Olymp wo seinesgleichen glücklich wären; man brauche dort nichts zu tun als stets zu achten nichts zu tun; der Tag? den gäbs dort nicht. Man lebe nur des Nachts und schaue in den Nebel und frage mich woher die dumpften Lichter kämen die rötlich gelb zwischen den niederen verkrüppelten Bäumen des Laubwaldes leise wankten

Bist du nahe?
Zage nicht
ruhe ruhe ruhe...
Leg dich an die
Mauer höre die
Flöten im welken
Gras
schlaf schlaf...
Blick in die Sonne
am Abend
leuchtet ihr zurück
sie kehrt wieder
du gehst, gehst fort
Schließe die Lider
streck die Hände;
Glühbirnen werden um deinen
Leichnam sein und Draht
während Eulen um dich wachen
nachts Paare tödlicher dumpfer Lichter.
Du bist nah.

Er trat in den Hain die Raaben grüßten ohne sich zu wundern daß er sie nicht erkannte; sie waren ja alle schwarz und Näheres konnte er ja nicht wissen, während sie lange über den Ruinen Trojas gesessen hatten. Es war bestimmt nicht die beste Zeit gewesen saßen doch die Dichter und Schuster im Acropag die Schuhe in den Händen und fingen Mäuse. Aber das ist jetzt anders:

Er hat noch nie ein Checkbuch besessen und war der Philosophie überhaupt abgeneigt.

Er trat ein als wäre er hier nie zu hause gewesen so sicher fand er den Weg den es nicht gab. Er staunte auch nicht als er den niederen Hügel sah inmitten des Waldes mit leeren Dosen und Flaschen besät in verhaltenen Lärm von Harmonikas und dumpfen Chansons gehüllt. Manche trugen auch keinen Bart sie frisicrten nur Besen wobei sie versuchten darauf zu fliegen ohne es aber zu wünschen. Wohin? In den Kneipen und Kellern dampfte doch Schnaps und Kaffee man bezahlte mit Zähnen; jedem hing sie an einer Darmschnur um den Hals. Zweimal im Jahr, im Herbst und im Herbst trug man an Stangen ausgestopfte Vögel durch den Wald ohne sich den Lichtern zu nähern.

Dann hörte man auch Geräusche von gedämpften Autohupen und das Summen von Fahrstühlen zwischen den Bäumen: eine Prozession Orpheus zu Ehren dem Gott der war wie sie ein Bettler ein Säufer ein Trömer.

Die Nacht erreicht den Nebel
die Brücke schlägt zwei Uhr
der Bettler
friert im Schlaf
untröstlich
elend
ahnt nichts vom
wüsten Lähmei
nur die Erde.
Dein Platz ist warm
inmitten der Kühle
Erwartet.
Dir huldigt
der Olymp.

Maestoso, langsam, Handel schrieb?

Largo

wußte nicht wie tief man greifen muß der.

Seele Ungrund zu belügen

verwehend

lastend schwer;

wer hebt

wer wagt zu drücken

wo Gleichgewicht Verhängnis wird ins Moor

zu steigen ist nicht ratsam

praeludium funebre

moses endewelt

DAS ANDERE AUGE

Kann man vor der Bühne eine Filmkamera aufstellen und eine Burgtheateraufführung drehen? Man kann es. Es wird sogar gemacht. Aber im Ernst, ist diese Methode nicht fragwürdig? Wo soll die Kamera aufgestellt werden? Ganz vorne, in der Mitte des Saales, ganz hinten, oder gar an der Seite oder an der Decke aufgehängt? Das ist doch alles nur zufällig. Manche Menschen sitzen einfach nicht gerne an der Seite, wegen der Perspektive. Wer mit Fotos zu tun hat, wird wissen, was die Perspektive für ein Bild bedeutet, nämlich die Raumillusion, wenn ein Raum zweidimensional dargestellt werden soll. Wenn wir lebendige Menschen auf der Bühne sehen, so schauen wir instinktiv auf diese und sehen die Rampen nicht, gleich wo wir sitzen. Die Lebendigkeit des Bezuges von Schauspieler zu Zuschauer, vor allem die Mimik, Gestik und das Sprechen heben die Perspektive auf; nicht so im filmischen Bild. Wer vorne steht, ist größer und deshalb bedeutender. Dazu kommt noch, daß bei einer tiefen Bühne die Perspektive gar nicht aufkommt, das Ganze eintönig und langweilig wird wie in ganz alten Filmen oder in schwarz-weiß-Filmen, die farbig komponiert worden sind. Jede Inszenierung würde also von der anders gearteten Perspektive des Kamera-Auges verzerrt werden. Gewiß, manchen Regisseuren und Dramatikern wäre dieser Umstand gleichgültig, wenn nur die Aufführung konserviert ist.

Überlegen wir noch einmal: was empfinden wir bei einem fotografischen Bühnenkonterfei? Die Lichtverhältnisse sind verzerrt, die Raumverhältnisse, die psychologischen Beziehungen auf der Bühne, aber auch die Schauspieler sind lahm, ihre Ausstrahlungskraft ist verlorengegangen, die ihr lebendiger dreidimensionaler Körper hatte. Das Ganze ist wie ein Pelz eines Wolfes, aber das Herz darunter schlägt nicht mehr. Da ist etwas passiert, was einen wesentlichen Unterschied ausmacht. Ein Beispiel: wie sehen wir einen Menschen und was geht in uns dabei vor? Beim ersten Mal können eine Menge äußerer Umstände unser Urteil über ihn und unser Verhalten zu ihm bestimmen. Seine Gestalt, seine Miene, seine Stimme, seine Sprechweise, seine Kleidung und nicht zuletzt seine Körperhaltung (liegen, stehen, sitzen usw.): aber auch das ihn umgebende Licht macht ihn sympathisch oder antipathisch. Ein Gesicht sieht von weitem anders aus als auf Händedrucknähe; ein Gesicht, das man von vorne gut kennt, kann im Profil — ganz nahe gesehen — geradezu fremd sein; ein Gesicht ändert sich mit der Coiffure oder mit der Kopfbedeckung; es erscheint anders neben einem anderen Gesicht; eine Gestalt wird in ihrer Erscheinung vom Hintergrund mitbestimmt. Von allen diesen sogenannten äußeren Umständen, die auf der Bühne wenig Bedeutung haben, lebt die Schauspielerführung im Film. Sein

Aussagemittel ist nicht die Gestalt, sondern das Bild der Gestalt (in Bewegung). Fotografen: das Fotobild gibt den Menschen nicht so wider, wie wir ihn vor uns sehen, abgesehen von den angedeuteten Umständen der Betrachtungsweise. Menschen, die wir nur von Fotos kennen, erkennen wir oft zuerst nicht wieder, sobald wir sie lebendig sehen. Ein Mensch — fotografiert — gewinnt entweder auf dem Bild, d. h. er sieht bedeutender aus als in Wirklichkeit durch eine fast geheimnisvolle Ausstrahlung seines Gesichtes, seiner Augen; oder er verliert, er wird unbedeutend; das Gesicht, das sonst fasziniert, wird ausdruckslos. Das ist kein Tadel. Es gibt fotogene Gesichter und solche, die es nicht sind. Das hat durchaus nichts zu tun mit dem heute geläufigen Ausdruck „fotogen“. Es gibt Fotos von Marilyn Monroe, wo ihr Gesicht ohne make up bedeutender ist, als in Filmen und auf Titelbildern mit dem sorgfältigsten make up (bedeutend ist nicht unbedingt gleich schön). Der Apparat gibt dem Menschenbild etwas oder nimmt ihm etwas, was ganz dem Apparat eigen ist. Fotografie ist eine Sache des Apparates, eine Sache der Technik, aber die Technik kann bewußt und kunstvoll zur Gestaltung eines Kunstwerkes gebraucht werden. Die Wissenschaft vom Fotografieren muß aus der Wissenschaft von der Kamera hervorgehen. Das Laufbild der Filmkamera ist nicht gleich wie das Standbild der Fotokamera. Doch darin haben beide ihren Ursprung: der Apparat ist es, der hier schafft. Von der Filmkamera muß die Wissenschaft des Films ausgehen. Die Filmkamera macht die aufgenommenen Dinge neu, sei es daß sie in neuem Zusammenhang kommen, sei es daß sie in besonderen perspektivischen Einstellungen gezeigt werden, denn unsere Augen sehen ja immer gewohnt, praktisch, auf ein bestimmtes Ziel oder Objekt hin. Eine den Augen vertraute Landschaft wird durch das Kamera-Auge ausgeschnitten, der Film bringt einen Ausschnitt aus unserem gewohnten Panorama und macht es durch Umgrenzung, Perspektive, Licht und Schatten, Form (eckig, rund, fließend, abgegrenzt) für unsere Augen neu. Das Kino-Auge sieht anders als das menschliche Auge. Wer immer mit Film zu tun hat, muß von dieser Erkenntnis ausgehen. Wenn wir im Kino sitzen, sehen wir, was die Kamera gesehen hat, nur das. Wenn wir in einem fahrenden Zug sitzen und durchs Fensterchen schauen, sehen wir nur das, was das Fenster zu sehen zuläßt, also einen Ausschnitt aus dem Horizont und so wie es die Eigenart eines fahrenden Zuges zuläßt, nämlich in Eigenbewegung, daher die Bewegungsillusion der Außenwelt, die bei verminderter Geschwindigkeit Distance aufgenommen läßt. Es ist im Kino, als ob wir in der Kamera säßen und durchs Fensterchen schauten und die Welt von diesem Gefährt aus sähen. Das Objektiv ist das Fenster zur Welt des Films. Wie Anthropologen uns

belohnen, ist die Aussageweise des Films die, die auf Menschen die stärkste Wirkung hat: Objekte in Bewegung, hier das bewegte Bild; es macht den kürzesten Weg vom Sinn zum Gefühl, ohne daß viele Umsetzungen auf andere Verstehensmittel wie Denken usw. notwendig sind. Wenn es allgemein stimmt — und es ist öfters erprobt worden (man denke an die Füße der Zuschauer auf der Fußballtribüne) — daß der Zuschauer in verminderter Weise die Bewegung mitvollzieht, die der Spieler ausführt, so ist damit sehr viel über die Wirkungskraft des Films gesagt. Von diesen bewegten Bildern bezieht der Film die hauptsächlichste Aussage. Das wäre auch so, wenn das Laufbild etwa gleichzeitig mit der Tonfilmapparat entstanden wäre; es ist kein Ueberbleibsel aus der Stummfilmzeit, sondern einfach in der Natur des bebilderten Filmbandes. Wie werden Westernromane, Krimis gelesen, jene Partien voll Spannung? Der Leser hetzt über die Sätze hin: wer? was tut er? Alles andere ist unwichtig. Jedes Belwort stört. Was sich da abspielt, geschieht nicht mehr in Worten oder gar Sätzen, sondern in bewegten Bildern. Der Junge sieht den Marshal durch den Hohlweg brausen, heran an den Bankdirektor und ihn vom Pferde reißen. Keiner dünke sich hier erhaben über den Jungen, der Colorado Kid liest; wie sehr das Publikum noch am action-Film hängt, zeigen gerade die Reaktionen auf Resnais und Antonioni.

Wer einen Film macht, ist die Kamera, die für den Zuschauer Bilder aus der Wirklichkeit auswählt und nach eigenen Gesetzen neu zusammenstellt. Die Kamera wählt Bilder aus, aber sie nimmt sie auf, wie sie sich ihr bieten. Die Kamera steht vor einer Welt und nicht vor einem Guckkasten. Insofern ist der Film die realistischste oder sagen wir einzige wirklichkeitsnahe Kunstgattung. Diese Art Realismus: eine ganze Prärie, ein Meer in sich aufnehmen zu können, ist die große Möglichkeit des Films, aber auch seine Notwendigkeit. Nur ein Beispiel aus vielen: der Projektionsapparat kann die Leinwand mit einer weiten Prärie füllen, er kann sie aber auch mit einem Fingernagel füllen oder mit dem Fasergewebe einer Rosoblattzelle. Man denke etwa nur an die vielen Sonderleistungen der Kamera, die sogenannten Tricks. Wie viele Aussagemöglichkeiten können aus solchen Tricks herausgeholt werden, wenn sie richtig eingesetzt werden. In einem weiten Sinne ist ja die ganze Filmtechnik ein Trick, eben der Trick mit dem Kino-Auge, dem anderen Auge, das uns vorgibt, was wir zu sehen haben und trotz aller Ähnlichkeit die Wirklichkeit umprägt. Daraus entsteht ja die neue Welt, die ein Film uns darbietet. Die zweite Stufe dieser Entnaturalisierung durch die Kamera geschieht bewußt und kunstvoll: Lichtverhältnisse, aber vor allem Differenzierung der Einstellungsgrö-

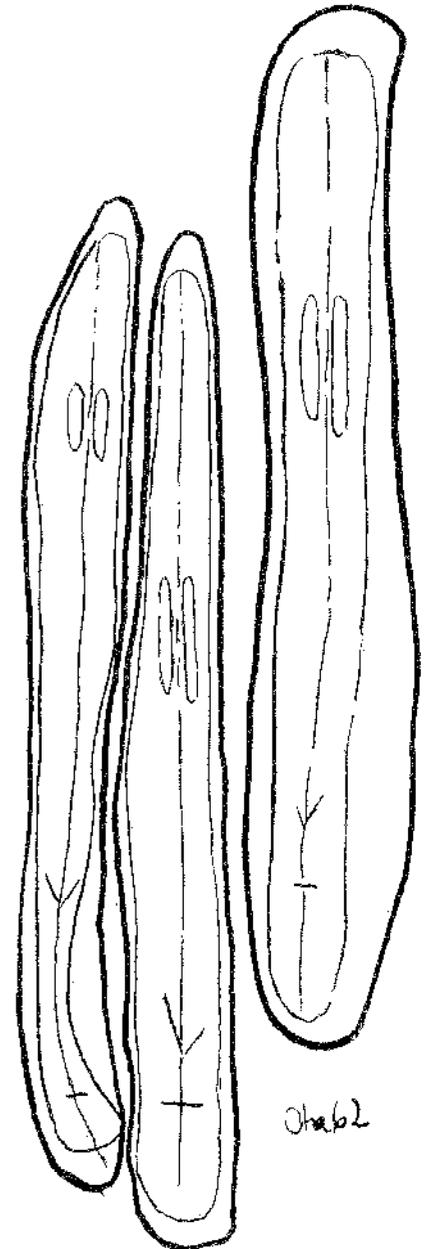
Ben. Was die Kamera mechanisch-teilnahmslos nicht tut, nämlich psychologisch zu differenzieren, macht der Kameramann. Die Beweglichkeit der Kamera (mit dem Stativ eine dreifache), die Einstellungs- und Größendifferenzierung ist nicht eine Sache der technisch entwickelten Kamera, sondern liegt im Wesen der Kinematografie. Da der dreidimensionale Gegenstand zweidimensional wiedergegeben werden muß, muß Bewegungs- und Größendifferenzierung in das Bild kommen, um den Raum und die Stelle der Dinge im Raum deutlich zu machen, die Beziehung der Dinge zum Raum und zu anderen Dingen im Raum. Dazu muß man einzelne Objekte aus dem Raum herausnehmen, um ihr Verhältnis zu anderen oder ihre Wichtigkeit für die Story anschaulich zu machen. Wer vorne steht, ist größer und deshalb wichtiger als wer hinten steht. Wer in Großaufnahme gezeigt wird, ist wichtiger als der in Nahaufnahme oder Totale. Indem nun die Kamera dies macht — Bilder von Dingen auswählt, durch Einstellungs- und Blendenwechsel mit Hilfe des Schnitts neu zusammenstellt und so eine eigene Wirklichkeit aufbaut — erzählt sie episch, sie stellt kein Drama dar. Deshalb ist der Film epische Bilderfolge und nicht dramatische Konfliktsituation. Der Hintergrund ist nicht „Bühnenbild“, sondern der Ort, in dem die Personen leben und sterben; die toten Dinge sind nicht Requisiten, sondern stumme Darsteller, oft die eigentlichen Gegenspieler der menschlichen Darsteller. Der Film: Bild und Bewegung — schon und Zeit, zerschlägt die Welt und baut aus den Bruchstücken eine neue Welt auf. Brecht meinte, daß jeder sogenannte gewöhnliche Gegenstand uns befremden solle. Hier beginne die Wissenschaft vom Menschen. Hier muß aber auch die Wissenschaft von der Filmkunst beginnen. Die Dinge, das Panorama, das wir mit gewohntem Blick überschauen, das spiegelt uns die Kamera wider, aber jetzt sehen wir alles neu, alles bedeutend, wichtig. Denn der Blick wird abgegrenzt, eingengt, kleine Dinge werden herausgegriffen und bedeutsam, sie werden in einen neuen Zusammenhang gestellt. Das gilt für die Personen aber auch für die außermenschlichen Dinge. Durch die Story, die uns in eine bestimmte Situation versetzt hat, sehen wir Dinge, Landschaft in bestimmter Weise (subjektive Anschauung des Zuschauers). Wir sehen alles in Beziehung zum Vorigen und zum erwarteten Kommenden. Die Prärie wird anders für uns, ob sie leer ist oder ob ein Mann durchreitet oder ein Jeep durchfährt, ob wir wissen, was der Mann vorhat oder nicht, ob er seinen Feind sucht oder verfolgt wird oder ob er nach Hause reitet. Eine leere Prärie wirkt anders auf uns beim Vorspann als bei der letzten Einstellung, wenn der Sheriff in der Weite verschwindet. Einmal ist es die objektive Weichfärbung in der Handlung, der Handelnde färbt die Landschaft, die Landschaft färbt auf den Handelnden zurück. Zum anderen ist es die subjektive Haltung des Zuschauers, seine Stimmung und Erwartung. In dieser Hinsicht ist der Film vielleicht die Kunstgattung, die am meisten die Psychologie berücksichtigt.

Die Kamera nimmt die realen, gewohnten Gegenstände auf und macht sie durch Verwandlung oder besondere Verwendung neu für unsere Augen. Die gewohnten Dinge erscheinen ungewohnt, also bedeutend. Das ist die hauptsächliche Leistung der Kamera. Eine neue Wirklichkeit entsteht so, wenn die Kamera Dinge nicht als selbstverständlich auffaßt. Das kann so weit ge-

hen zu zeigen, daß alles wie wir es sehen anders ist, nicht auf seinem Platze steht, volles Chaos durch rotierende, schiefe, schwankende Kameracinstellungen. Das Objektiv kann als Auge eines Besoffenen, weiterhin als Auge eines Verrückten dienen. Das ist die dritte Stufe der Entwirklichung: unrealistische Einstellungen und Montage. Hier wird mit Raum und Zeit nach Belieben geschaltet. Ein Haus fliegt durch die Luft, eine Schnecke rast mit 100 Sachen über die Straße, ein Blütenkelch öffnet sich wie eine Kinderhand. Es entstehen neue Größenproportionen: Mann ist größer als Fernsehturm; eine Gestalt, die sich von der Kamera wegbewegt, wird trotz Perspektive größer und größer. Ein schönes Gesicht wird durch Zerkürzung zu einer dämonischen Fratze verzerrt; verschiedene Gesichter schieben sich ineinander. Besonders der Farbfilm hat die Möglichkeit, die Welt zu entnaturalisieren und durch Farbschatten symbolisch einzustimmen (bisher haben allerdings nur die Japaner etwas vom Farbfilm verstanden). Es scheint, daß der Film unsere ganze Wirklichkeit verzerrt so wie Zerrspiegel es können. (Stepun: „Die Welt erkennen, heißt, sie unkenntlich machen.“) Im Hinblick auf diese einzigartige Formsprache des Films wurde von dämonischer Leinwand gesprochen (Lotte Eisner). Der Film übertrifft darin alle Künste in der Zertrümmerung der Naturschöpfung und in der Entzweiung des Menschen mit ihr. Zweifellos wird es diese Kunst sein, die kommende Zeit künstlerisch zu bewältigen und die Situation ihrer Menschen zu spiegeln. Wahrscheinlich wird sie als einzige dazu imstande sein, wie es jetzt schon in Ansätzen geschieht. Der Film ist tief in unserer Lebenssituation (Naturwissenschaft-Psychologie, Technik, metafysikloses, askrales Lebensgefühl, Mißtrauen gegen Sprache) verwurzelt. Und doch müssen wir, wenn wir einen Kunstfilm sehen und ihn ganz verstehen wollen, zuerst alles vergessen, was wir in 3000 Jahren gelernt haben, d. h. zu denken und müssen nur mehr mit den fünf Sinnen arbeiten. Der Film hat ganz offensichtlich ein archaisches Element, das ist die Primitivität des bewegten Sehens, jene Schicht, wo sehen und fühlen noch eng verbunden sind. Die toten Dinge bekommen wieder Wirklichkeit für uns, sie werden Träger der Handlung (Glaskugel in Citizen Kane). Alles wird magisch wirklich, die Dinge bekommen Sprache, Symbolsprache mit Handlungswert (Bergman) oder Stimmungswert (Vorstädte bei Antonioni); vor allem im nicht-Story-Film. Erst nach längerer Zeit, etwa nachdem wir den Film zum zweitenmal gesehen haben, dürfen wir unseren Verstand gebrauchen und zusammensuchen, was wir an Handlung, Bildern und Symbolobjekten gesehen haben, eventuell an Dialogen und Musik gehört haben. Der Film ist Bildkunst und beim Interpretieren muß man sich auf das Bild verlassen.

Ob die Wirkung eines Films nur bis unter die Haut geht oder tiefer, das hängt von der Gestaltung ab, ob die Wirkung nach der obligatorischen feuchten Diskussion verdampft oder nachhält, hängt von der Gestaltung und dem Gehalt ab. Wesentliche Voraussetzung — man kann es nicht oft genug sich vorsagen — für das Gelingen eines Films (d. h. tiefgehende Wirkung) ist, daß das Auszusagende in bewegten Bildern ausgesagt ist und in dem Rhythmus, der dem Gehalt und dem Stoff gemäß ist.

... bescher uns Filme, die uns abends aus dem Klappsessel reißen und uns nachts nicht schlafen lassen.



George: Vielleicht hast du es noch nicht gemerkt, Adrienne, ich habe deine Seele gestohlen, deine kleine Seele, die wie die Orangenblüte hinter dem Gitter hängt und in die Dunkelheit schaut. Ich habe deine unendliche Seele eingefangen, und sie soll in mich sinken, wie in den blauen Nachtmantel des Alls und schimmernd, wie von einem weiten Wasser befeuchtet, wieder emporschweben und mich erfüllen. Sie soll sich ausbreiten in mir und mich glücklich machen, und du wirst mir niemals davonlaufen können.

Adrienne: Ich werde dir trotzdem davonlaufen! Sooft du mich einholen wirst. Und wenn du auch glaubtest, du ständest neben mir, so wird eine Ewigkeit uns trennen, und du wirst mich nie erreichen!

George: Und wenn schon. In meiner Hand habe ich deine Seele eingefangen, und sie wird dich zurückrufen. Ich werde sie ausschicken wie einen Boten. Wie eine grüne Libelle wird sie ihre gläsernen Augen auf dich richten, still und wehmütig und unerklärlich. Sie wird dich bei der Hand nehmen, und die andere wirst du auf das Geländer legen und die fünf Etagen hinabsteigen. Zögernd erst, und dann wirst du hinspringen, um endlich diese grauen Bretter und das Oberlicht hinter dir zu lassen. Wohin willst du denn gehen? Alleinsein ist schon schlimm, aber Verlassenheit wirst du nicht ertragen.

Adrienne: Es gibt überall Treppenstufen, mich daraufzusetzen und Geländer, mich daran empotzuziehen.

George: Bis in den fünften Stock, Adrienne, da hört das Geländer auf, denn dort kleben die winzigen Mansarden mit ihren Oberlichtern, so groß wie mein Taschentuch. Wenn ich auch nur ein Neger bin, und wenn ich auch nur wie die Köpfe bündele, in Kartons werfe und verklebe: du weißt, Adrienne, ich liebe dich.

Adrienne: Und wenn du mich zehnmal liebst, so hasse ich dich, und ich will, daß du mir meine Seele wiedergibst! Ich kann nicht ohne sie leben, und will nicht mit dir leben.

George: Wenn du so schreist, wirst du wieder Kopfschmerzen bekommen, du mageres kleines Ding, und morgen kannst du nicht bis 120 zählen, und deine brüchige Stimme wird dir wie Glas zerspringen, und du wirst wieder weinen und tiefsinnig werden. Du wirst dir blutroten Mohn auf die Dielenbretter stellen, weil du keinen Tisch hast. Auf den Fußboden, den Generationen derber Proletarierschuhe gequält haben. Du wirst dich umwenden, um den Fuß, der auf die Dächer drückt, nicht sehen zu müssen, du wirst den tiefen Treppenschacht hinabstarren und nach deiner verlorenen Seele suchen. Du stehst an der Grenze aller Einsamkeiten, die ins Nichts münden.

Seele: Der Himmel ist farblos, Adrienne, und es stehen bleigraue Wolkentürme über den Dächern. Der Gestank von Grünkohl hängt dir in den Rockfalten, an den Stäben des Treppengeländers und zwischen den Fingern. Deine stille Traurigkeit berührt dir wie deine Haare im Halbdunkel den Rücken und lastet schwer auf ihm. Du bist allein. Wenn du auch deine Hände ausstrecktest in die Dunkelheit, sie weit öffnestest, etwas zu fassen und festzuhalten, so griffest du doch nur in das Dunkel, und selbst das ränne dir langsam die Stufen hinunter. Und wenn du auch weitersuchtest, so stießest du nur auf das Fensterkreuz, auf den Kohgeruch oder den Flügelschlag einer Fledermaus auf dem Boden. Selbst die Mohnblüten könntest du nicht fassen. Zwischen den Fingern hindurch glitten dir die Blätter zu Boden, so leicht und schwebend, wie der Reif auf Winterdornen fällt. Was du auch tätest, du wärest verlassen. Was sollst du dann, wenn dir die Seele fehlt? Du wärest ein Nichts ohne Weg und Zeit, wahrhaftig lebendig gestorben. Und großen Kummer würde die Einsamkeit mit den Silberschalen voll Erinnerung über dir ausgießen.

Adrienne: Es ist jetzt Nacht. Unten feiern sie schon wieder. Warum die bloß immer feiern müssen. Ich will auf den Stuhl steigen und das Fenster öffnen.

Vielleicht höre ich wieder den Ohu, der seine Höhle am Hang hat. Schade. Wir sind das letzte große Haus. Hinter mir sind nur noch diese widerlichen Wellblechbuden, die am Berg kleben. Wie kann es so friedlich sein dort draußen. All dieses Mulattenpack schläft seinen Rausch aus, während ich meine Seele verloren habe. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich bin so leer tief in mir, daß ich zusammenklappen könnte, wie Georges Taschenmesser. Es wäre so einfach, wenn ich ihr Lieben würde. Er sagt, er gibt sie mir freiwillig nicht wieder heraus. Ich muß jetzt sehen, daß ich sie allein erwische, um sie mir wiederzunehmen. Und wenn ich ihn auf Knie anflehen sollte, ich muß sie wiederhaben. Ich habe nie gewußt, was für eine Sache es um so ein Ding ist, eine Seele. Ich habe sie nie richtig bemerkt. Ich war ja auch immer müde. All die Arbeit, die schmutzige Fabrik, der Lärm, den Aergers, den ich mit George hatte. Ich habe es nie mit Bewußtsein gespürt, wie die Sonne mir übers Gesicht schlüpfte. Kühl anfangs, zaghaft, und dann mit einem plötzlichen, blutroten Leuchten über mich und in mich hinein und hindurch, daß ich mich am Oberlicht festhalten mußte, weil ich glaube, sie würde mich umwerfen. Ja, ich bin oft auf den Stuhl gestiegen und habe zugesehen, wenn die Sonne aufging. Und ich habe selten bemerkt, daß ich mich gefreut habe. Aber jetzt kommt all das wieder über mich. — Ich hatte gestern einen seltsamen Traum.

Es war eine alte, steingebauene Treppe, deren Stufen in der Mitte ausgefahren waren. Oben, unter dem runden Bogen, der sie wie ein offenes Tor bekranzte, stand einer und leckte eine irdene Schüssel voll Blut über die Steine aus, und mir war, als rinne mit ihm das warme, erquickende Leben in die Dunkelheit hinunter, als fiele all die leichte Freude in die blauen Hände des Vergessens hinab. Und mit dem letzten Hoffen spülte alles, was ich wollte, auf den Grund, der still und dunkel war von rotem Blut. Da habe ich gewußt, daß etwas verlorengegangen war; etwas, das nur mich anging. Vorgestern, im Fabrikraum, habe ich es auch gemerkt. Ich

wußte nur nicht, daß es meine Seele war, die er mir fortgenommen hatte. Ich hatte gerade 20 Kästen mit je 240 „London“ gepackt. Da nahm er meinen Kopf in seine breiten, schwarzen Hände und sah mir in die Augen. Eine ganze Weile, sehr ernst und mit Zwang. Und plötzlich war dieser ekelhafte Abscheu vor den Wäscheknöpfen verschwunden. Erst etwas zögernd, dann wieder ein Stück fort, und schließlich hielt er sie mit den Händen fest. Ich empfinde es nicht als tragisch. Das liegt mir nicht. Ich bin nur unendlich traurig und wie betäubt.

Seele: Es tut mir leid, aber ich konnte nicht anders. Dieser Zwang, der in seinen Augen lag! Du warst zu schwach. Seine Augen zogen mich förmlich mit sich fort. Den ganzen Abend lang habe ich gewartet, aus seiner Hand zu schlüpfen, denn er hielt mich fest beim Schlaf, und es dauerte lange, bis seine Finger sich lösten.

Adrienne: Wie bist du denn so plötzlich hereingekommen? Ich stieg durch die Luke, als du sie öffnetest. Eben habe ich auf deiner Schulter geruht. Ich bin den schier endlosen Weg über die regenglänzenden Pilastersteine gekommen, draußen am Vorort vorbei, wo die reformierte Kirche steht. Ich habe die pfeilartigen Spitzen des Gitters berührt, und die bunten Schirme der Rhabarberstauden dahinter. Der letzte Rittersporn ist schon abgeschnitten, sie haben ihn vor das Marienbild gestellt.

Es ist jetzt still in dem Garten. Nicht lange, so werden die braunen Astern blühen. Ich habe mich umgewendet und bin gegangen. Es ist schon spät, wir aber haben noch immer nichts. Wenn ich fort bin, wirst du nicht einmal Erinnerungen haben, sie in dir wohnen zu lassen. Wir sind arm an Liebe. — Gestern habe ich die Nacht über im Treppenhaus auf den Stufen gekauert und gewartet, daß du mir öffnestest. Du aber hast mich nicht gehört.

Adrienne: Wie sollte ich dich auch hören. Ich wußte ja nicht, daß du fort warst. Du hast auch nichts gesagt, oder mich gerufen.

Seele: So ist es immer mit euch. Ihr seht eine Sache erst, wenn ihr davon wißt. Wenn euch einer gesagt hat: sieh mal, da ist etwas, das du noch nicht bemerkt hast, willst du es dir nicht ansehen? Es bedarf bei euch immer einer Erklärung. Nichts versteht ihr von allein. Wenn sich nicht immer irgendwer fände, der redet, so wäret ihr hilflos wie dumme Kinder. Ihr wißt nicht, was ihr wollt, ihr wißt nicht, was ihr nicht wollt, ihr laßt das Leben davonlaufen wie eine Asphaltstraße und schaut ihm nach. Du triffst George jeden Tag, und du kennst ihn nicht. Du hast mich 20 Jahre lang in dir getragen, und du weißt nicht, daß du mich hast verkommen lassen. Du hast nicht gewußt, wie groß oder klein eine Seele sein kann. Und wenn du in den Spiegeln blicktest, so hast du dort nur Augen gesehen, einen Mund und deine weißen Zähne. Dein Gesicht aber hast du nie bemerkt. Du siehst immer nur die Oberfläche. — George ist manchmal sehr lebenswürdig.

Adrienne: Ich habe doch gesagt, daß ich ihn hasse, warum bleibst du nicht bei ihm, wenn du behauptest, du magst ihn.

Seele: Du bist die Straße, Adrienne, der Weg, den George gewählt hat, er kann nur durch dich zu mir gelangen. — Siehst du den nachblauen Faller dort auf der Regenrinne? Wenn er die Flügel nicht hätte, was sollte er dann mit ihrem Schwirren? Was sollte er mit seinen runden, gläsernen Augen anfangen, wenn er blind wäre? Soll denn ein ausgetrocknetes Flußbett noch rauschen, wo sich doch kein Wasser mehr darin befindet? Was nützt es, wenn ein Leib noch lebt, wenn er die Seele hat davonlaufen lassen? Er ist leer, ohne Sinn, ausgebrannt.

Adrienne: Ich habe keine Angst zu sterben.

Seele: Weil du an nichts glaubst, weil du seelenlos bist. Aber ich habe Angst vor dem Tod. Es wäre feige von dir. Du würdest mir alle Last aufbürden, und ich müßte mich mit Zähigkeit an dies bißchen Leben klammern, weil doch vielleicht noch etwas kommt, weil es sich wenden könnte, weil ich Angst vor der Ungewißheit habe. Du würdest das alles auf meine Schultern werfen und sagen: „Sieh zu, ich kann das nicht.“ Dein bißchen Verstand würde dir sagen, daß du nichts spürtest, daß ich mich mit deinem Tode abquälen müßte. Du bist ungebunden, frei, da du mich nicht mehr hast... Du kannst nur noch eine Handlung begehen. Den Sinn dazu muß ich erfüllen, und diesen Sinn gestaltet du sinnlos. Mit mir hast du die Richtung verloren, und die Worte, die du redest, haben keinen Klang mehr. Was du auch tust, es wird zwecklos sein, wenn du nicht versuchst, zu mir zurückzukehren. Ueber George.

Adrienne: George ist ekelhaft. Er sieht aus, wie der alte Mr. Jones, der mich immer auf seine Knie zog und ärgerte, als ich klein war.

Seele: Aber du weißt, daß George dich nie geärgert hat. Er ist ernsthaft, und er mag uns beide gerne.

Adrienne: Dich hat er vielleicht nie geärgert. — Ich kann seine feuchten, schwarzen Hände nicht sehen, wenn er neben mir steht und die weißen Wäscheknöpfe einpackt. — Laß uns die Tür öffnen. Es ist nicht auszuhalten. Mir ist unsetzlich heiß.

Seele: Es zieht sich etwas zusammen über uns. Irgendetwas wird heute noch über uns hereinbrechen.

Adrienne: George, bist du es? — Der Kerl gibt keine Antwort. — Glaubst du, daß George dich mitnähme, wenn er jetzt plötzlich hereinkäme? Glaubst du wirklich?

Seele: Er würde es, ich gehöre ja schon mehr ihm als dir. Du hättest mich früher zurückhalten müssen.

Adrienne: Ich will mich etwas setzen und den Kopf anlehnen. Ich kann es einfach nicht fassen, daß er dich mitgenommen hat. Wenn man ihn nur irgendwie belangen könnte. Im Grund ist es Diebstahl! — Wie dreckig die Wände doch sind. Hinter der Tür da ist der unheimliche Boden mit der Fledermaus, die ich darauf fand.

Seele: Ich weiß, wir hatten damals schon Angst, als wir kamen. Wir fanden es fürchtbar. Dir wurde immer übel anfangs, wenn

den steilen Treppenschacht hinuntersahst. Wir waren diese Höhe nicht gewöhnt. Ein Mädchen vom Lande mit seiner Seele, daß in die Stadt arbeiten kam. — Weißt du noch, die Rhododendronhecke hinter Mr. Jones Kneipe? Ich mochte sie so gerne wegen der cartilla Farbe und dem verregneten Grab davor.

Adrienne: Und als Jim den Stein von Mr. Jones Großvater amgestoßen hatte, als er besoffen war? Und als Jones behauptete, er würde der Geist solange mit dem Stein herumlaufen, bis er ihn damit erschlagen hätte. Und Jim ist dann doch im Suff gestorben.

Seele: Weißt du noch, als Mr. Jones den Kirchenstuhl auf den Fliesen zerklüpfte, als der Pfarrer ihm eins draufgeben wollte, wegen der dreckigen Kammer, in der du schliefst?

Adrienne: Ja, ich weiß. Die Ader an seiner Stirn quoll ihm rick und blau hervor, er schnaubte wie eine Dampfwalze, fuhr sich mit der Faust quer über den roten Schnurrbart und packte die Stuhllehne. Dann zerbröckelte er ihn krachend. Und das alles, ohne ein Wort zu sagen. Er war irgendwie einzigartig in seinem Jähzorn. — Erinnerst du dich noch an den Tag, als unsere Mutter verschwand? Es war im September. Die Sonne war hinter dem Wacholder verschwunden, und das erste Zwielicht des Abends breitete sich über dem Himmel aus. Vereinzelt wehten Wolken wie schwarze Kreuze über die steilen Bäume dahin, die sich wie Hände aus dem irdigen Grund hinaufstreckten. Das letzte Licht des Tages flimmerte über den gelben Sandflecken. Es war ein tausendfältiges Vibrieren in der Luft. Da kam Jim den Weg zum Dorf hinunter. Er hatte ein schwarzes Tuch um den Hals geschlungen und bewegte sich gespenstig aus den Bäumen hervor. Als er mich sah, hob er die Hand und winkte aufgeregt durch die Luft: „Du, deine Mutter ist weg. Ich hab sie gesehen, wie sie mit einem Kerl in die Stadt fuhr!“

Seele: Ja, es war sonderbar. Ich habe dabei nichts empfunden. Ich habe nur gedacht: jetzt wirst du woandershin müssen. Zu der alten Miß Patters, die früher Hebamme war, wäre ich nicht gegangen. Die war so widerwärtig naseweis.

Adrienne: Ich war ganz froh, anfangs, daß wir zu Mr. Jones kamen. Ich habe gedacht: später, wenn du groß bist, dann kannst du ja bei ihm bedienen. Das bringt Trinkgeld, wenn im Sommer die Ausflugler kommen. Aber als er mich das erste Mal auf seine Knie zog, reichte es mir.

Seele: Ja, er war ekelhaft. Man konnte es nicht aushalten bei ihm. Als wir gingen, haben die Leute ihm auch gesagt, daß es seine Schuld sei, daß wir ein Verlustgeschäft für ihn waren. Ich denke nur noch, wie er getobt hat, daß all das Geld, das er in Form von Nudeln in uns hineingesteckt hatte, so plötzlich auf und davon und in die Stadt ging.

Adrienne: Weißt du, ich habe damals gedacht, wenn ich in Mr. Jones Kneipe schon nichts werden kann, dann könnte ich wenigstens in der Stadt etwas erreichen. Aber ich glaube nicht mehr, daß es dabei auf den Ort ankommt, den man als Ausgangspunkt benutzt. Es gibt Leute, die leisten nichts, egal, wohin du sie bringst und was du ihnen in die Hand gibst. Und es gibt welche, die leisten etwas, egal, wo sie sich befinden. Ich zum Beispiel bin ein Nichts. Ich bedeute nichts, und es würde niemandem auffallen, ob ich vorhanden wäre oder nicht. Ich bin eigentlich überflüssig.

Seele: Mir würde es auffallen, wenn du tot wärest. Ich hätte dann keinen Platz in diesem Nichts, mich auszuruhen. Ich müßte dich suchen, und wenn ich müde wäre, könnte ich mich höchstens auf einer Stuhllehne ausruhen, die so gar nicht für mich geschaffen ist: Ueberflüssig ist niemand, Adrienne, all diese vielen Leute, die irgendwo wohnen, irgendeinen Namen haben und irgendwas sprechen, wovon niemand etwas hört. Sie alle werden gebraucht, um dieses große Nichts zu verkörpern. Ein Nichts, aus dem einige hervorragen müssen, um ihm einen Sinn zu geben. Laß uns die halbe Treppe zum Fenster hinuntergehen. Schau hinaus. Siehst du das flache Dach dort unten? Das Hochhaus mit seinen Dutzenden Fenstern? Alle sind gelb. Sieh dir die verrostete Feuerleiter an, die bis zum Rinnstein führt, den Omnibus mit seiner Black-&-White-Reklame. Dort hinten fährt die unendliche Autokette am Stadtrand vorbei. Ist das nicht eine fantastische unglaubliche Maschinerie? Und im Grunde ist es nichts, gar nichts, weil es tot ist. Es besteht nur aus Zahlen, Schrauben, Eisen und Beton. Es hat keine Seele, kein Blut.

Adrienne: Dann bin ich nicht mehr als eine Stufe, ein Gartenzaun?

Seele: Ja, Adrienne, nicht mehr.

Adrienne: Warum lebe ich dann noch? Mit nichts. für nichts? Es ist doch nur ein Warten auf das Ende.

Seele: Oder ein Weg zu George.

Adrienne: Es wird kein Weg zu George sein. Glaube mir. (Die Tür geht.) George, bist du es, George?

Tod: Ja, ich bin es.

Adrienne: Du hörst doch, daß er es nicht ist, nicht wahr? Er ist es nicht, sage ich dir.

Tod: Ich bin es, und ich werde dich mit mir ziehen.

Seele: Woher kommst du? Du hast eine rote Kappe über der Stirn. Du trägst Handschuhe und hohe Stiefel. Du sprichst, als hättest du keinen Atem, und deine Augen sind blicklos.

Tod: Geh, ich will nichts von dir. Deinesgleichen habe ich

noch nie gemoht. Was willst du hier, wenn ich einen Körper mitnehmen will?

Adrienne: Wohin willst du mich mitnehmen, du schöne Gestalt? Woher kommst du?

Tod: Ich bin nicht schöner, als deine Seele, die an deiner anderen Seite steht. Ich bin von tausendjährigen Jahrmärkten gekommen, und dahin werde ich dich mitnehmen, wenn du willst.

Adrienne: Wo steht dieser Jahrmarkt, Herr?

Tod: Am anderen Ende der Stadt, überm Fluß, dort ist er allnächtlich aufgebaut. Mit Bahnen und Karussells, mit Buden und Zuckerstangen, mit Masken und Kreischen, mit Mandeln, Pferden und Lebkuchen. Mit Bier und wilder Musik und Leuten, die trunken von all dem sind, die nicht mehr hinunterkommen. An den Barrieren lehnen viele, die hinüberschauen auf den bunten Rausch, und viele pochen erst zaghaft an die Pforte, und dann schlagen sie ihre Faust wie besessen an das Tor, und begehren Einlaß. Ich will es dir zeigen, wenn du möchtest. Ich bin der Tod.

Adrienne: Wie gut er spricht, „wenn du möchtest“, sagt er, und dabei ist er der Tod. Hast du gehört? Lustig ist es dort, hat er gesagt, wild und verwegen wie ein Narrenfest. Warum sollte ich es nicht ansehen, da ich doch nichts zu versäumen habe? Ist etwas Neues nicht besser als nichts?

Seele: Er lügt, Adrienne. Er will uns entzweien. Nur die schwachen, die zaghaften Geschöpfe kann er mitreißen. Er faßt dich bei der Hand und zieht dich mit sich, und du glaubst, er wäre es gewesen, in Wirklichkeit aber bist du mehr gelaufen, als er dich gezogen hat. Du stehst zwischen deiner Seele und dem Tod, im Nichts, Adrienne, du mußt dich entscheiden. Du weißt, was ich dir bieten kann: ein sicheres Maß voll Freude und Zummer. Nun aber, seit du mich von dir gestoßen hast, fehlt dir der Zusammenhang zu mir und den Dingen der Welt. Fremdheit und Angst wird sich zwischen uns und dich stellen, und du bist bestimmt, im Nichts zu versinken, wie du nur durch mich oder den Tod aus ihm hervortreten kannst. Aber solange du lebst, wirst du nicht erfahren, wohin du gelangst, wenn du ihm folgst. Du wählst falsch, Adrienne. Du bist weniger, als du sein solltest. Du kannst dich an keine Konventionen klammern. Du bist frei. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten für dich, zu leben. Wenn du aber mehr willst, als das Nichts, zu dem du verurteilt bist, dann entscheide dich für mich. Niemand weiß, was er dir bieten wird. Es geht nicht mehr um George einerseits und dein Sterben andererseits. Du mußt dich zu einer Form entscheiden, zu einer Art zu leben.

Adrienne: Ich werde den Weg des geringsten Widerstandes gehen. Ich werde aus dem Augenblick heraus handeln, ohne die Vorteile des einen gegen die des anderen abzuwägen. Ich werde das Schicksal wählen, das mir heute Nacht am meisten zu bieten hat.

Tod: So komm mit mir. Wir werden uns den ewigen Jahrmarkt ansehen. Du wirst überwältigt sein.

Seele: Warum springst du auf, ohne mich gehört zu haben? Ist dir alles, was wir gemeinsam hatten, nichts wert? Wie denkst du über deine Erinnerungen, über den roten Mohn, über unsere Gespräche? Du wirst nie wieder eins führen. Du wirst das Gefühl der Zugehörigkeit verlieren, der Geborgenheit, der Innigkeit, der Liebe. Du wirst dir nie mehr ein Urteil bilden können. Du wirst sein, wie eine verwilderte Windrose an einer sommerrüden Säule. Siehst du nicht, daß ich um dich kämpfe, während er seine Sanftmut nur vertäuscht, um zu gewinnen.

Tod: Du wolltest aus der Stimme des Augenblicks heraus handeln. Laß sie dir nicht verderben. Der Morgen graut, und deine Umrisse zeichnen sich schon schwach gegen das Licht ab.

Adrienne: Dann laß uns eilen, daß ich den Jahrmarkt sehe. Und wenn er mir nicht gefällt, dann komme ich zurück.

Seele: Lebe wohl, Adrienne. Du wirst nicht mehr zurückkehren. Wen der Tod den Treppenschacht hinunterstürzt, der steht nicht wieder auf. — Jetzt hast du dich umgewendet und steigst die Stufen hinab, Tod, du dunkle Pforte vor meinem Angesicht. Ich verschränke meine Hände müde in den Gittern des Geländers. Meine Blicke wandern trauevöll den Weg in die endlose Dunkelheit hinunter. Es ist schwül, ein heißer Hauch fährt über mich hin, wie die Seligkeit einer späten Sommernacht. So sitze ich nun und starre zwischen den Stäben hindurch und bin im Schritt der Dunkelheit verloren.

George: Du hast sie schon mitgenommen? — Tod! — Er hat sie schon mitgenommen. — Was schaust du mich so an, Seele! Kann ich denn etwas dafür, wenn sie dich verraten hat? Soll ich dir beichten, ja? Soll ich dir die Wahrheit in dein Angesicht schreiben? Glaubst du immer noch, du hättest auch für mich gekämpft? Hörst du, glaubst du es etwa? Hast du nicht gemerkt, wie ich dich belogen habe? Daß ich nie etwas von dir wollte? Du bist mir viel zu kompliziert! Wie soll ich dich verstehen! Ich wollte nur Adrienne, hörst du, nur Adrienne! Du hast verloren gegen Adrienne und den Tod, und mich hast du nie besessen! Du hast verloren!

Seele: Verloren! Wer verliert heute nicht! — Du hast genauso verloren, und Adrienne auch. Aber ihr merkt es nicht, wenn nicht immer einer da ist, der es euch sagt. — Nur der Tod gewinnt. Ich verschränke meine Hände müde im Gitter des Geländers. So sitze ich und starre zwischen den Stäben hindurch und bin im Schritt der Dunkelheit verloren. Monique

George, Adrienne, ihre Seele und der Tod

Das Lied zum Traum der Traum zum Spiel das Spiel zum
heiter ernsten Sinn. Das Wort zur Seele ohne jeden
Uebergang. Es spricht zu mir

wie Dunkelheit sie strömt herein

wie Schmerz er leuchtet rot und warm

wie Nacht sie schweigt und füllt mich aus.

Die alten Lieder spielst du wieder neu

geheime Lust Gedanken ungewiß

nur in Gefahr und selten wurden sie gedacht und selten auch
gelebt

als wüßten sie um ihre späte Müdigkeit die kurze

Weile nur im flüchtig süßen Taumel ihrer Mitte.

Ich kann sie nicht bewahren vor den kalten

Winden draußen das Herz wird müde sein wie

faules Laub im Nebel der Blick wird stumpf sein

tot die Hände feucht und kühl.

Will ichs nicht leiden mußst du fort und auch

der schwere dunkle Purpur die reife Frucht

das rote Gold wird nur Mantel sein für das

helle Feuer.

Der Atem heiß und rauh und Durst nach Sonnen Glut

und zuckendem Licht nach silbernen Schlangen im

Sand die sich ducken und drängen und bäugend sich

neigen nach Schellen Geklapper nach schmalen blin-

kenden Messern nach kleinen gläsernen Glocken.

Wenn sie abklingt feuchte Asche im Tau des Morgens

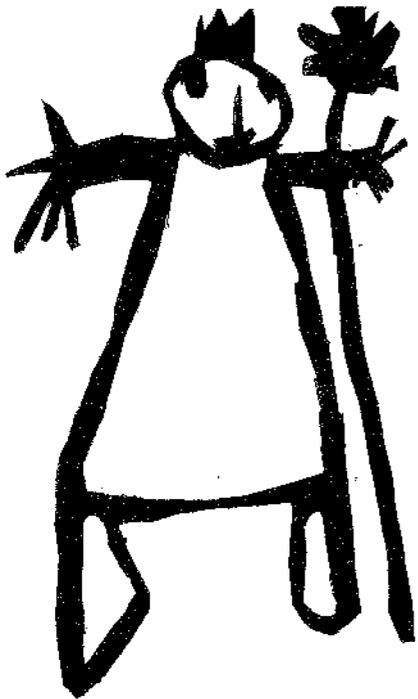
wie verdeckt in früh verwandelten Bildern, kannst

du dann mit verschränkten Armen über der Tiefe

ruhn? Und die Rede wenden auf kleine Dinge und ein

Märchen erzählen mit ruhiger unbewogter Stimme?

Horst We it



Dies eine bleibt uns

leise sich bescheiden

in eine tiefe trauer

die nicht unser war

Das massengrauen jauchzen

satelliten in die räume

und rotationsmaschinen stampfen

es wäre eine lust zu leben

Kaum einer aber findet

in des andern Sterne

und selten nur erscheint

ein kleiner prinz und geht

Den pfad zu jedem einzelnen

von uns — doch wer verbindet uns?

auch psychotherapeuten und soziologen

denken es zuwenig

Er ist dein bruder . . .

Wir sollten unser leben kämpfen

nach der unerlittnen weisheit derer

die auf den plätzen schreien?

Ist unsre weisheit doch

wie täglich neu und gleich zualt

wir haben niemanden

wir wollen uns bescheiden

vincent

Regenhimmel hing über Dächern
 Und glänzte dunkel im Dorfe, Wolken
 Verblichen zaghaft über der Landschaft.
 Das Gewitter wanderte, als es sich wandte
 Über die Ebene fort nach Rußland,
 Der, dem die weißen Haare die Stirne
 Wie mit einer alten Legende bedeckten
 Als er den Kopf nach dem Knaben drehte,
 Der ihm im Arm schlief,
 Mühte sich seine Pfeife zu zünden,
 Über die blanken Eisengeleise
 Rollte der Zug wie unendlich.
 Immer langsam und voller Müdigkeit
 Schnitt er das Land, das wie Meer war.
 Kräftiger Mais streckte sein fahles Gelb
 In den Himmel hinauf, oder Melonen.
 Manchmal war eine Böschung, oder ein Weg,
 Ein Haus aus verdorrtem Lehm
 Unter der regenverwaschenen Kalkschicht,
 Feuchte Wiesen und wilder Galopp
 Von Pferden.
 Sonst nur unendliche Weite,
 Die meine Augen schmerzte.
 Die beiden Zigeunerinnen schliefen
 Auf die harte Bank gekauert, mit Silbersternen
 In den aufgelösten Haaren, und Flitter
 Hing an den bunten Kleidern, die die Jahre
 Der Sommersonne zerbröckelt und verblichen hatten.
 Die Gesichter glühten wie die letzte Ernte:
 Jähervoll an Schönheit, reich,
 So wie nachts im Rauhreif Dornen stehn.
 Und sie waren wie vergilbtes Pergament
 Eines Buches über Sehnsucht,
 Leise, wie die Trauer, die in Freude, und wie Schwermut,
 Die im ersten Spätgewitter wurzelt.
 Ihre Füße ruhten auf verstaubten
 Sohlen, die an Lederriemen hingen
 Und hatten die Unendlichkeit der Welt gespürt,
 Und eines raschen Tanzes Takt vielleicht:
 Sie schienen schlafend kaum der Bretter hartes Holz zu spüren
 Und sahen nicht das Antlitz des Septembers
 Vor der regenfeuchten Scheibe.

Monique

Das große Rad dreht sich dem Winter zu,
 und seine rot geglühten Speichen schatten
 das letzte Viertel auf dem Himmelsbogen
 und leeren, schon berauscht, den roten Wein
 beim Schritt der Nacht aus ihren Bechern.
 Nun tritt ins Dunkel. Laß die Einsamkeit,
 die blaugefärbte, hinter dir zurück,
 die dich betrügen nur und weinen lehrt.
 Schau der Gestalt ins Antlitz, die noch still
 und schüchtern draußen auf dich wartet.
 Schau, wie die Erinnerung das große Dunkel
 mit ihren Händen weich und willig formt
 wenn du ihr nur die dunklen Augen öffnest.
 Dann leere deinen Becher in den Schritt der Nacht.

Monique

Das Dunkel fliehen die süße Verworren-
 heit ein böses Lachen. Und die Sehnsucht
 fliehn aller Heimstätten die vom Tag noch
 die Glut bewahrten. Der Liebkosungen un-
 verständlicher Worte Lieblichkeit. Die lan-
 gen Schatten undeutliche Gestalten das
 warm lebendige Feuer. Den ersten Wald
 und die Rufe im Wald. Die finstere Schlucht
 und die Rufe in der Schlucht.

Rinnäle laufen durch den Berg. Oft lau-
 fen sie unsichtbar unter Steinen und Moos.
 Wurzeln wachsen unter der Erde. Dicht
 steht das Gezweig.

Vorübergehn am dunklen offenen Mund.
 Fort von seinem warmen feuchten Hauch.
 Auch nicht auf der nackten Erde ruhn.

In glasharte Helle gehn, zu den spitzen
 Schreien gehn, zu den kalten Feuern gehn,
 zu den gereinigten spröden Basalten gehn.
 Durch hohe Spalten ohne Aufenthalt als
 seien es Türen und Durchlässe.

Horst Weit

Vor dem geöffneten Fenster
 hängen Orangenblüten
 und duften nach Regen.
 Ihre sonnedurchglühte Farbe
 sinkt voller Schwermut in die Dunkelheit draußen.
 Grillen und dunkle Falter
 klagen und rufen die Nacht.
 Lilafarben, wie taugetränkter Samt,
 senkt sie sich weich auf die Blüten,
 auf die müden Lider und weckt die Träume.
 Vor dem kristallerblühten Fenster
 fallen die Flocken.
 Sie singen Wehmut.
 Ihre weißen Kinderhände
 streicheln am Boden Orangen.
 Am Fenster irrt eine Seele,
 wartet und ruft in die Nacht.
 Still und mit langmütigen Märchen
 sinkt sie auf schwarze Kamine,
 löscht mit Orangenträumen
 sanft das Feuer aus.

Monique

Yo escucho los cantos . . .

Ich höre die Lieder,
verklungene Weisen
aus Kindermund
beim Reigenspiel,
sie gießen im Reigen
die träumenden Seelen,
wie steinerne Brunnen
ihr Wasser verschwenden:
mit gleichem Erklingen
von ewigem Lachen
das doch nicht heiter,
mit uralten Tränen
die doch nicht bitter
erzählen sie Trauer,
die Trauer der Liebe
in alten Legenden.

Auf Kinderlippen
erzählen die Lieder
verblaßt ihre Sage
und klar nur das Leid;
so klar wie das Wasser
sein Märchen erzählt
von uralter Liebe
die keiner mehr weiß.

Die Kinder im Reigen,
im Schatten des Platzes,
sie spielten und sangen . . .

Der steinerne Brunnen
verschwendete ewig
Kristall von Legenden . . .

Die Kinder sangen
die einfachen Lieder,
daß etwas vergeht
und doch niemals ans Ziel kommt:
verschwommen die Sage,
und klar nur das Leid.

Noch immer erzählte
der lichtklare Brunnen:
verwischt ist die Sage,
erzählt nur das Leid.

Antonio Machado

En la desnuda tierra del camino . . .

Auf der nackten Straße bricht
die Stund der Blüte an,
verlassener Weißdornstrauch
im Schattengrund des armen Tals.

Das tiefe Lied das schwach
gesungen heut kehrt wieder
ins Herz, und auf die Lippe
das Wort, gebrochen, zitternd.

Es schlafen meine alten Meere;
erloschen ihrer Wogen Schall
auf ödem Strand. Der Sturm
geht in fern finsterner Wolke.

Am Himmel wieder Frieden.
Der Hauch des Heims gießt Dülfe
noch einmal übers Feld, es kommt
in heiliger Einsamkeit dein Schatten.

Antonio Machado

El toro

Grabeshölzer und Wurzeln breiten dich aus
wie Lippen die heruntergleiten, Stier.
So massig rot wie Metall, wie Mensch
erhebt die Erde — Felle, Statuen — da du sie berührst
die Büsche und Wände aus Asch und Eingeweiden,
Wasser und Schneiden des blätterlosen Herzens.
Er wartet auf den Angriff. Sacht umfängt er ihn,
erstickt im Schein in dem die Glieder lauschen.
Er gleitet wenn er Staub drückt und die Wunden,
die lauwarm nach des Stieres Adern tappen.

Alfonso Pinto

Cálido pecho blanco

O warme weiße Brust,
so nah verstummt,
warum fängst du nicht immer
das Wehen dieser Torsen,
die schweigend lauschen
deiner Wasserpracht?

Löse dich süß
in entfesselten Gluten,
warme weiße Brust
den Lippen zugewandt,
den wirren Vögeln
Von Zeder und Jonquille —
Jonquille dir am Rande? —
ohne Angst vor den Lippen
ohne Angst vor den Vögeln,
o warme weiße Brust.

Alfonso Pinto

Crece en la plaza en sombra...

Auf dem Hof im Schatten wächst das Moos,
und am alten und geweihten Stein
der Kirche. In der Halle steht ein Bettler...
Älter als die Kirche ist seine Seele.

Langsam steigt er, in der Morgenkälte,
auf den Marmorstufen,
bis zu einer Ecke... Dort erscheint
seine dürre Hand aus altem Mantel.

Mit den dunklen Höhlen seiner Augen
sah er wie die weißen Schatten
gleiten, an den klaren Tagen,
weiße Schatten der geweihten Stunden.

Antonio Machado

April erblühte
vor meinem Fenster.
Durch den Jasmin
und die weißen Rosen
eines blühenden Balkons,
sah ich zwei Schwestern.
Die kleinere nähte,
die ältere spann...
Durch den Jasmin
und die weißen Rosen
blickte die kleinere,
heiter strahlend
— die Nadel glänzte —
nach meinem Fenster.

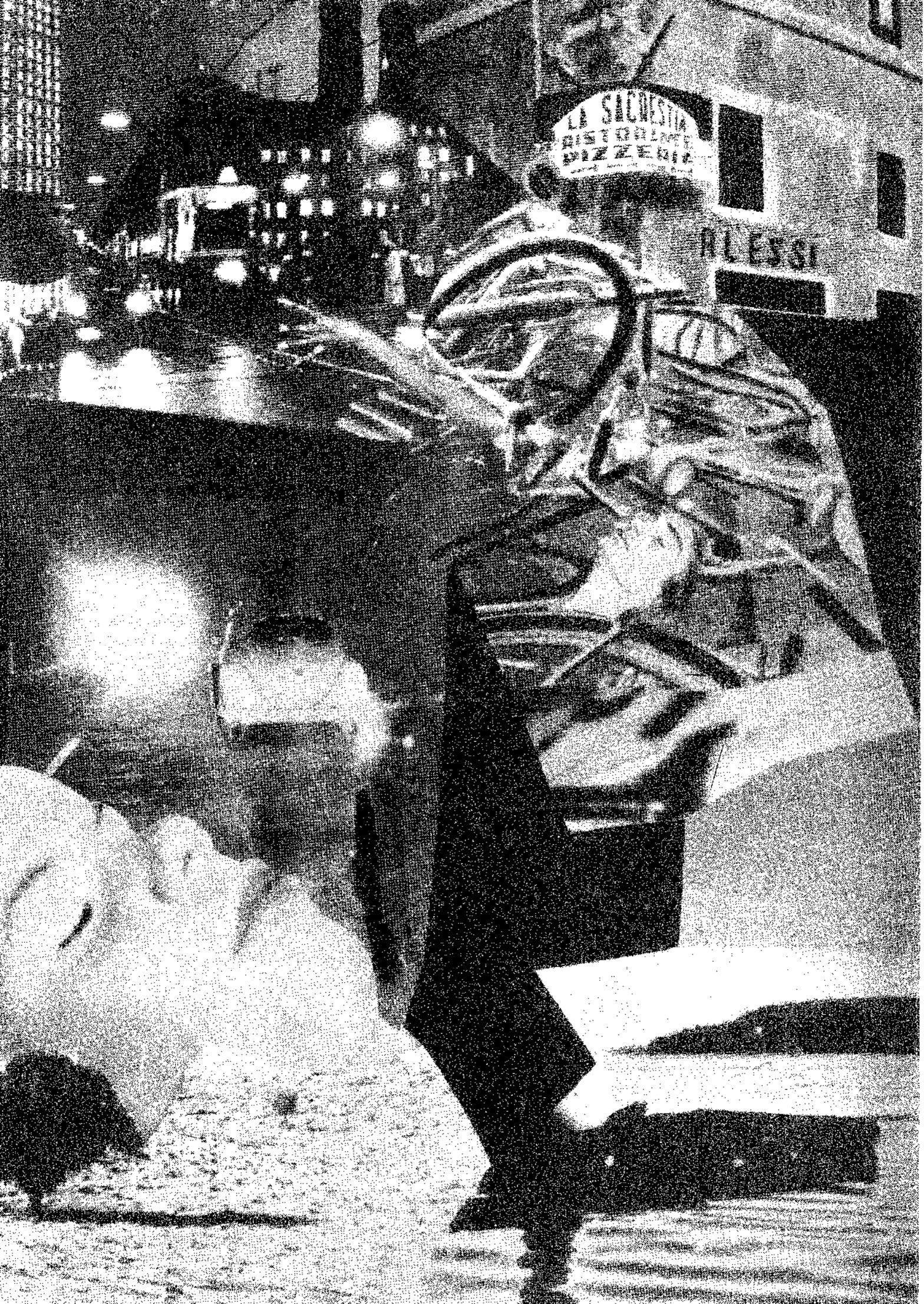
Die Ältere verfolgte
schweigsam und blaß
die Spindel des Rockens
die Leinen wand.
April erblühte
vor meinem Fenster.

An lichtem Abend
weinte die Ältere,
durch den Jasmin
und die weißen Rosen,
vorm weißen Leinen
an ihrer Spindel.

— Was hast du — fragt ich, —
du schweigsame Blasse? —
Sie wies auf das Kleid
das die Schwester begann.
Auf schwarzem Stoffe
blitzte die Nadel,
auf weißem Schleier
der silberne Fingerhut.
Sie wies auf den träumenden
Frühlingsabend,
während der Glocken
Läuten erklang.
Und im lichten Abend
sah ich ihre Tränen...
April erblühte
vor meinem Fenster.

Wieder heitrer April,
wieder stiller Abend.
Der blühende Balkon
stand einsam da...
Nicht die Kleinere
die strahlend heitre,
die traurige Schwester
nicht still und blaß,
kein schwarzes Kleid,
keine weiße Haube...
Allein an der Spindel
unsichtbare Hand
den Leinen spann,
im dunklen Zimmer
strahlte der Mond
aus klarem Spiegel...
Durch den Jasmin
und die weißen Rosen
des blühenden Balkons,
sah ich mich licht
im Mond des Spiegels
der fernhin träumte...
April erblühte
vor meinem Fenster.

Antonio Machado

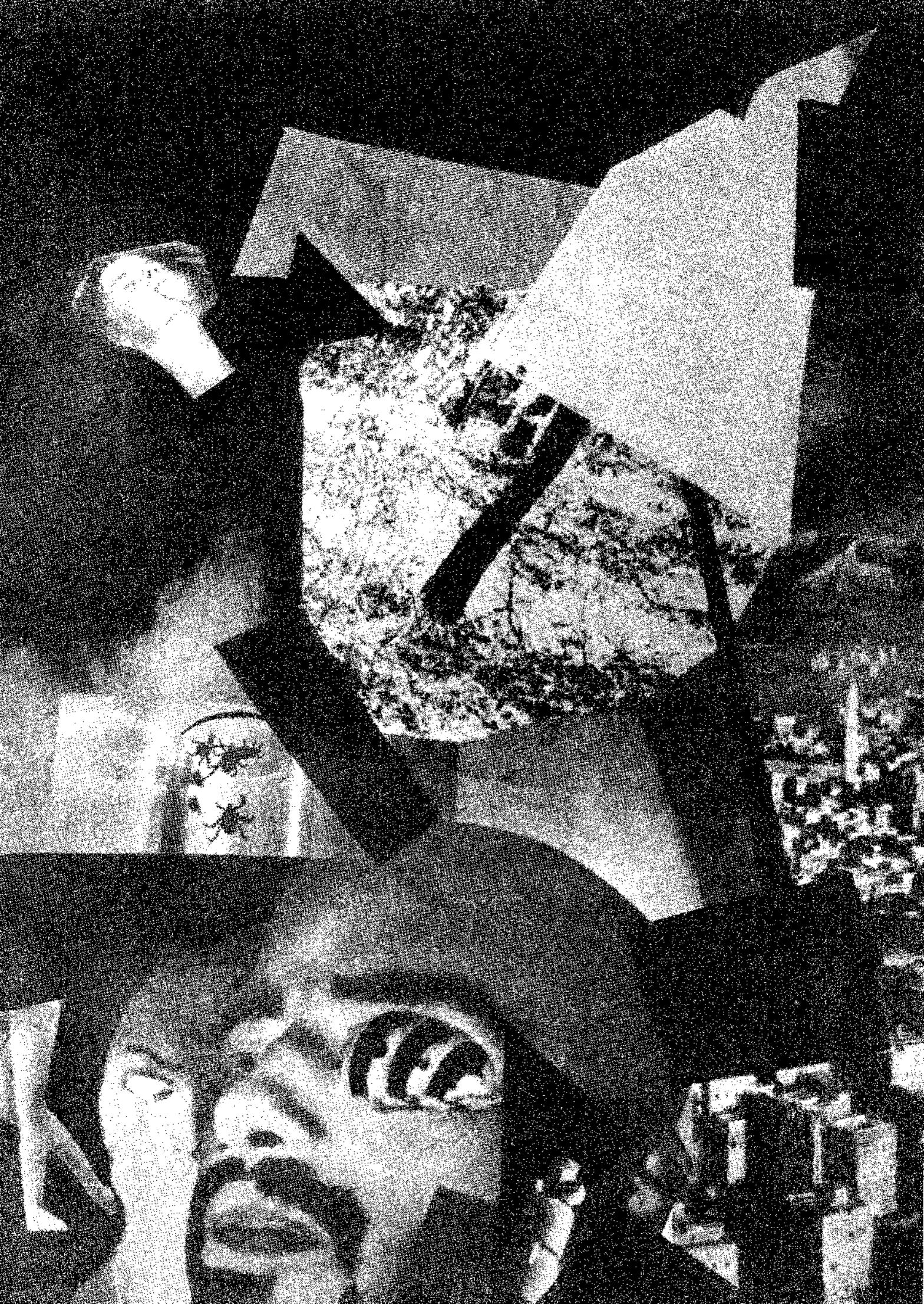


Im Jahre 1417 hatte sich der weltgerieste Ritter Oswald von Walkenstein mit Margarete von Schwangau verheiratet und einen eigenen Haushalt auf seinem Schloß Hauenstein am Schiern gegründet. Er mußte nun in Bergeinsamkeit für den Unterhalt der Familie sorgen. Von Alltagsstimmung bedrängt, gedenkt er in diesem Liede der Ehrungen, die ihm vordem als den Beauftragten von Kaiser, Königen und Fürsten sowie als Sänger an den glänzendsten Hofhaltungen seiner Zeit zuteil geworden waren. Der Fürst im eigenen Land aber ist sein Gegner.

I. Durch's Berberland, Arabien,
Armenien nach Persien,
durch der Tartaren Land nach Syrien,
Rumänien, nach der Türkei,
nach Irland hin,
die Sprüng' hab ich vergessen.
Durch Preußen, Rußland, Eifelland,
nach Litauen, Livland, überm Strand
nach Dänemark, Schweden, Brabant,
durch Flandern, Frankreich, England
nach Schottland
bin ich schon lang nicht mehr gekommen.
Durch Aragon, Kastilien,
Granada und Navarra,
aus Portugal und Spanien
bis zum Kap Finisterrae,
von der Provence gegen Marseille,
in Ratzes unterm Schiern, daselbst
bleib ich nun in der Ehe,
mein Elend zu vermehren
sehr ungeru.

II. Wieviel an Ehren ich erfuhr
durch Fürsten und auch Königinnen,
was ich an Freuden je-gesehn,
das büß ich alles unter einem Dach.
Mein Ungemach,
das hat ein langes Ende.
Viel gute Einsicht tät mir not,
seit ich muß sorgen für das Brot.
Dazu wird mir noch viel gedroht
und tröstel mich kein Mündlein rot.
All jene, die ich einst beschenkte,
die lassen heute mich im Elend.
Wahin ich schaue hinderf mich
der Rest köstlicher Zierde,
stoft die, mit denen ich einst umging,
seh' ich nur Kälber, Geißen, Rinder
und holzbeschuhete Leut, die schwarz und häßlich,
sehr rotzig auf den Winter hin,
die geben Mut wie schlechter Wein.
Vor Angst schlag' ich oft meine Kinder
auf den Hintern.
Dann kommt die Mutter hergebraust
die hebt fürwahr zu schelten on.
Gäb' sie mir eines mit der Faust,
müßt ich das sehr entgelten.
Sie spricht: „Wie hast du nur zerzaust
die Kinder mir zu einem Zellen?“
Vor ihrem Zorne mir da graust;
doch komm ich dabei selten
ganz ohne Holzscheitschläge weg.
Gar mancherlei ist meine Kurzweil,

III. Nur Eselsang und Schrei'n der Pfauen
wünsch' ich mir um kein bißchen mehr.
Laut rauscht der Bach in hurlahai
mein Haupt entzwei,
daß es beginnt zu schmerzen.
So trag' ich meine eigne Last.
Von Alltagsorgen, bösen Nachrichten
wird Hauenstein gar selten leer.
Könn' ich das günstig wenden,
oder wer das fät,
dem wollt' ich immer danken.
Mein Landesfürst, der ist mir gram
Vom Neide böser Leute,
zuwider sind ihm meine Dienste,
das ist mir schad und leide,
obwohl mir sonst kein Fürstenstamm,
bei meinem guten Eide,
gekränkt hat Leib, Ehr', guten Namen
in seinem Fürstenkreise
gar köstlich und gar herrlich.
In gleicher Art bin ich verhaßt auch allen meinen Freunden
ohn' Schuld, darüber werd' ich alt.
Das klage ich der ganzen Welt,
den Frommen und den Weisen,
dazu noch vielen edlen Fürsten,
die sich der Ehre rühmen können,
daß sie mich armen Wolkensteiner
Von Wölfen nicht zerreißen,
noch mich ins Elend kommen lassen.



Bei all diesem Lärmen um Fortschritt.
 Dem Ausklügeln neuer Phasen und Tands, neuer Kniffe und Phrasen

Will ich lieber den Automaten, Reflex, das samtne Klischee.
 Das erwartete Lächeln — geschlechtlich mütterlich oder burschikos
 Das Katzenfell elektrisch unter der Hand
 Und die träge Zärtlichkeit deiner Hand
 Die Fische hier laufen ins Netz
 Von Weitem seh ich sie kommen
 (Wie du ihnen antwortest, pendelst mit dem Fuß)
 Diese Fische, die regenbogenfarben und fett,
 Die man fängt mit der Hand, und streichelt, und wieder ins Wasser wirft.

Fünf Minuten so in einer Bar.
 Zu sehn wie die Fische kommen, wie du ausweichst und achszuckst
 Der ist für mich oder der ist für mich,
 (Oder ein alter Mann der gewichtig den Bleistift spitzt.
 Als leckt' er nicht nur wie eine Katze sein Fell) ---
 Die Zunge der Katze schlingt sich zurück um den Hals, die Fische
 schwenken herum um den Rand ihres Schwanzes, die goldenen
 Pfeile auf der Abtei
 Springen im Wind um die Zinnen —
 Der ist für mich diesmal
 Sieh wie dein Schmeicheln, Logik, Verführung und Witz
 Die erwartete Antwort herausholt
 Jeder winzige Hammer des Glockenspiels der Abtei
 Schlägt auf die äußere Hülle der ewigen Glocke
 Die hängt wie ein Rameses, die sich nicht rührt
 Denn Mohammed kommt zum Berg und die Fische kommen zur
 Glocke.

Was willst du nun? Dasselbe noch mal?
 Ein Finger kann diese Seile ziehen,
 Ein Gin mit Zitrone oder ein doppelter Whisky —
 Schau auf die Antwort, die steigende Hand, das Klirren und Lächeln.
 Die Fische kommen herein, die angeschlagenen Töne heraus
 Aus der Falle von gotischem Filigran.
 Das sind die Augenblicke die balsamisch, das sind die Gaben die
 anzunehmen sind
 Mit der Beschränkung
 Daß nicht alles typentreu wie diese
 Das Muster und Patina von diesen
 Am Ende überholt sind.
 Zieh den Kopf ein, folg mir durch diese Tür
 Die Kirchturmstiege hoch.
 Was siehst du in diesem Dunkel, dem Schloß aus Stein?
 Ich sehe acht Glocken die hängen allein.
 Acht schwarze Panther, achtmal-Schweigen ---
 Auf deren äußere Hülle unsre Finger mittels Hämmer
 Klopfen mit kalter Genauigkeit,
 Und machten uns vor das war die letzte, die tiefste Musik.
 Tief als ob Tiefe die Richtung der Fische wäre
 Die immer streben nach dem Netz,
 Als wäre Tiefe der übliche Gag
 Da das Publikum schon erwartungsvoll lacht,
 Als wäre Tiefe das schiefe Lächeln

L A M N

homage
 to
 clichés

Gewonnen vom schockigen Strom der Zufallsbegegnungen
 (Sei Gott doch gedankt dafür!)
 Doch da bleibt noch soviel übrig
 Es bleibt noch sehr viel übrig:
 Rameses, der Panther, die Zwei-Tonnen-Glocke
 Bewegt nie ihr Zepter
 Springt nie, schwingt nie
 Nein sie rührt sich nie...
 Was trinkst du denn nun meine Liebe? Dasselbe noch 'mal?
 Noch zwei doppelte Whisky, sieh die erprobte Antwort ---
 Dies die beliebte Manier.
 Ich schloß das kleine Fenster das auf die Straße schaut
 Zu den Königsgräbern
 Denn ich habe gehört du triffst Leute die gehn in Granit
 Ich habe die Tore mit Vorhängeschlössern versperrt
 Aus Angst vor wilden Tieren
 Und ich hab meine Ohren dem möglichen Glockenläuten ver-
 schlossen,
 Jegliche Vorsorge —
 Was trinkst du meine Liebe? Dasselbe noch 'mal?
 Zähl unsere Zigarettenstummeln
 Dieses Jahr nächstes Jahr irgendwann nie
 Nächst Jahr ist heuer, irgendwann nächstesmal, nie das ist irgend-
 wann
 Nie ist die Glocke, Nie ist der Panther, Nie ist Rameses
 Oh die kalte steinerne Panik des Nie ---
 Die Ringer legen die Mäntel ab, der Panther kauert
 Das granitene Zepter neigt sich ganz leicht
 Wenn unsre Schuh an die Bar klopfen und die Gläser
 Machen zwei neue Ringe Naß auf dem Schanktisch
 Irgendwo hinter uns steht ein Mann, ein Zähler
 Ein Zeitnehmer mit einer Uhr und einer Pistole
 Schußbereit, der zerstört mit einem Knall
 Diese ganze entzückende Welt von Klischee und Kehrreim ---
 Was trinkst du meine Liebe? Dasselbe noch 'mal?

PROMENADE

Und die Regalia Elegantes verlöschte wieder. Kein herbstlicher Wind, kein Hauch hatte sich an dem geschützten Ort bewegt, und zum dritten Mal war die Regalia verlöscht. Als Herr Baswaldt seine Zigarre zum vierten Mal anzünden wollte, verlöschten ihm drei Zündhölzer hintereinander, ohne daß es einem gelungen wäre, die Spitze des angerauchten Stumpens neu zu entflammen. Ohne Fluch, aber äußerst ärgerlich warf Herr Baswaldt die Regalia mitsamt den restlichen Zündhölzern hinter sich und über das Geländer unter eine Yucca-Palme oder Pracht-Aloë.

Ohne Herrn Baswaldt zu kennen gäbe diese fast heftige und jedenfalls verschwenderische Reaktion (die Zündholzschachtel war noch zur Hälfte voll gewesen) kaum zu denken. Kennt man aber den durchaus stattlichen, arrivierten, in ausgeglichenen Sorgen und Freuden lebenden Dichter von Erfolg mit festem Einkommen und in ausdrücklicher Körperfülle des fünften Lebensjahrzehnts, so erscheint es merkwürdig, daß eine immerhin — für einen Zigarrenraucher — alltägliche kleine Ärgerlichkeit ihn zu solchem Tun bringen konnte. Und wirklich war die Zigarre heute seine allergeringste Sorge.

Es war heute der neunte Tag im Aufenthalt des Herrn Baswaldt in der betroffenen Stadt. Es war diese Promenade der neunte Nachmittagsspaziergang, am neunten Nachmittag, von dieser bekannte Dichter — sonst fleißig und routiniert — nichts geschrieben hatte. Länger als der Herr für die Schöpfung gebraucht, suchte Cosmo Baswaldt nach einem Konzept für sein neues Werk.

Das Moralische versteht sich, ganz besonders für den Dichter, von selbst, und von einem Cosmo Baswaldt hätte das gebildete Publikum nichts anderes erwartet, als daß sich die moralische Grundhaltung dieses Autors nur jeweils in neuer, überraschender und anmutiger Weise manifestiere. Worum zu ringen, ist die Form. — Nun waren aber die moralische Grundhaltung des Herrn Baswaldt und die Art des Stoffes, mit dem er sich trug, sich so entgegengesetzt, daß nicht daran zu denken war, die Moral sich von alleine offenbaren zu lassen. Vielmehr mußte Herr Baswaldt — wie er es nannte: — „gegen den Stoff arbeiten“, mit einem völlig von der Handlung selbständigen moralischen Konzept, deutlicher: mit einem Vorwort oder Nachwort.

Die moralische Grundhaltung des Herrn Baswaldt hatte sich nämlich vor Kurzem geändert. Als sparsamer Hüter seiner Gaben und Einfälle wollte er jedoch das dankbare Sujet aus der Zeit vor seiner Wandlung keineswegs unbearbeitet fallen lassen. Zu überlegen war also: wie das Publikum durch eine doppelt unerwartete Form über die moralische Inkongruenz der Geschichte hinwegtäuscht oder entschädigt werden könnte. Neun Tage — den heutigen eingerechnet — hatte Herr Baswaldt zu ringen gehabt. Kam heute die Erleuchtung?

Die sogenannte Heinrichs-Promenade, die der Dichter seit neun Tagen jeden Nachmittag hinauf zu spazieren pflegte, ist in den Porphyrfelsen des Guntznaberges hineingesprengt und mit eigenartigen und seltsamen Gewächsen bepflanzt, die durch

die geschützte Lage ausgezeichnet gedeihen können, selbst wenn sie aus viel wärmeren Regionen stammen. Hart am Fuß des Felsens, am Anfang des Weges, steht die Wandelhalle, von deren ebenfalls bepflanzten Dach die Windungen der Promenade ihren Anfang nehmen. Dort, im Schatten einer ausläufigen, mächtigen Himalaja-Zeder, Cedra Deodora, hatte Herr Baswaldt die Regalia zum ersten Mal angezündet und als letzte Erholung vor der bevorstehenden Donkarbeit den bereits weiten Ausblick über die Stadt genossen. Helles Läuten aus der nahen Schule zeigte für die dortigen Schüler das Ende ihrer Pflicht an, für Herrn Baswaldt den Beginn der seinigen. Er drehte sich jetzt um, legte sich seine Probleme zurecht, schwang den Stock unter die Achsel und zog an der Zigarre.

Allein — die Zigarre war ausgegangen.

Vorsichtig setzte Herr Baswaldt einen Fuß auf die Porphyrlatten der Einfassung und schob dabei den üppigen Efeu und den zarten, bunten wilden Wein beiseite. Langsam zog sich ein Skorpion — ein hier harmloses Tier — aus der gefährlichen Nähe des Fußes. Eine Mauereidechse, mit der Zunge schnell hin und her tastend, kroch auf Herrn Baswaldts Schuhspitze. Der Dichter lächelte. Erst als das zierliche Reptil wieder fortgeschlüpft war, stützte er seinen rechten Ellenbogen auf das Knie, bildete unständig mit beiden Händen einen Schirm für das Zündholz und rieb es an. Die Zigarre brannte wieder, wie sich Herr Baswaldt durch kräftiges Ziehen versicherte.

„Leo, der Hirte, und die Prinzessin Galla Placidia“ — ein faszinierender Stoff; aber Cosmo Baswaldt wußte den gefundenen Edelstein nicht zu fassen. „Gewiß“, sagte er zu sich, „die Geschichte ist bereits einmal beschrieben worden: Diktys von Siphontum. Aber wer kennt es, und wer liest es. Einfach und unglaublich ist die alte Geschichte. Der Hirte Leo entpuppt sich zuletzt als der Sohn des Kaisers Carolus Magnus und kommt wegen der stolzen Prinzessin in einer Schlucht um (oder in einer Schlacht, wie es im Mailänder Text heißt). -- Ich bin ratlos, „Herr Baswaldt schwang seinen Stock,“, aber immerhin: noch bin ich nicht verzweifelt.“

„Soll ich den Ort der Handlung verlegen? Die heutige Weltliteratur spielt bekanntlich im lateinischen Amerika, äußersten Falls in Spanien ... der Hirte Leon ein Peon, der das Lama hütet?“

„Nun, auch ratlos bin ich noch nicht einmal, höchstens bin ich unschlüssig, keineswegs aber verzweifelt.“

Sehr entschieden verzweifelt war aber Cosmo Baswaldt wegen seiner Zigarre, die hier das zweite Mal verlöschte -- vielleicht, so dachte sich der Dichter, habe ich mit dem Stockschwinger zuviel Wind gemacht. Als die Regalia das erwähnte dritte Mal verlöschte, warf er sie mitsamt den Zündhölzern unter eine Mondblume oder Yucca-Palme.

„Scheiß der Hund aufs Feuerzeug, kann man dabei wahrhaft sagen“, sagte Herr Baswaldt hinterher, nahm den runden Hut vom Kopf und wischte sich die Stirn und den vorderen Teil der Glatze trocken.

Und da — nach wenigen Augenblicken -- wie ein Wunder: in der Zigarre war offenbar durch den heftigen Flug ein heimliches Feuer genährt worden, und der feine Rauch zog durch die, bald nach dem Boden wie ein allseitiger Federfächer ausgebreiteten Blätter der Prachtaloë hinauf, hüllte den langen Stengel der Pflanze kaum sichtbar

ein, zog hinauf über die Blütenstände, wo im Sommer die weißen Dolden hängen.

Herr Baswaldt stellte für den Moment alle schriftstellerischen Probleme zu Gunsten des einen Problems zurück: wie er wieder zu seiner Zigarre kommen könne.

„Ohnedies eine Ungezogenheit, eine unwürdige geringe Beherrschung, wie ich die Regalia unter die Mondaloë geworfen habe. Brennt sie jetzt dennoch, werde ich sie mir wieder holen.“

Das Geländer, das auf der oft steilen Tal- seite die Promenade entlang hinaufzog und das Publikum vor dem Sturz in die Tiefe, die wertvollen Pflanzen aber vor dem Publikum schützte, dieses Geländer trennte an dieser Stelle ein großes, dicht bewachsenes Dreieck vom Wege ab. Drei große irdene Vasen, verwiltet und durch Eisenbänder zusammengeschallen, vorzierten die unregelmäßigen Spitzen des Dreieckes. Die äußerste dieser Amphoren ragte über den Abgrund hinaus, die nächste konnte der Dichter mit der Hand erreichen, und auf sie gestützt kletterte der nicht unbelebte Herr auf das Geländer. Rittlings sitzend, den einen Fuß auf der Wegeseite, den anderen bereits im Verbotenen, rastete er.

„Gut, daß mich niemand sieht, gut für dies, daß die große Zeit dieses Kurortes vorbei ist, sonst könnte mir in der Situation Bismarck begegnen, zum Beispiel. Nichts und niemand, außer dieser Hummel, eine Herbsthummel --“

Dreimal umkreiste die olivengroße, blau- und violettacklernde Hummel das runde Haupt des Dichters.

„Ins Uobermenschliche, ins Außermenschliche müßte die Geschichte von Leon, dem Hirten, und der Kaisertochter gehoben werden --“ ungerufen, und vielleicht gerade, weil sie beiseite gelegt worden waren bis die Zigarre wiedererobert würde, waren die poetischen Gedanken gekommen und umsurbellten den Kopf des Dichters wie die Herbsthummel.

Irritiert von diesem unerwarteten doppelten Anspruch, in Sorge dazu, die Zigarre könne die Yucca-Palme oder die kleine Rotbuche daneben in Brand stecken, saß Herr Baswaldt auf dem Geländer. Die Hummel zog aber zuletzt alle sorgenden Gedanken des Dichters allein auf sich. Das Tier umflog jetzt in immer engeren Kreisen und anscheinend in steigender Erregung Herrn Baswaldts Kopf. Der bog den Kopf hin und her, aber die Hummel blieb dicht an ihm, aber ohne Gedanken ans Stechen, denn sie war selber in Gefahr: von einer nahen Zypresse aus beobachtete ein Zyklopiensprinz (Nisus cyclops), ein überlegener Räuber, sein konfuses Opfer. Langsam richtete sich der einäugige, gelbbrüstige, rotgefiederte Sperbervogel auf. -- Herr Baswaldt versuchte vergeblich mit der Hand die Hummel zu verschrecken -- zweimal zuckte und blusterte der Räuber sein Gefieder und schoß im steilen Flug direkt auf die Hummel nieder, das heißt gleichzeitig: auf Herrn Baswaldts Kopf. Aber das verfolgte Insekt hatte sich in letzter Verzweiflung, in heller Not -- kaum hatte es Platz genug -- in das Ohr des Dichters begeben. Eine verlorene rote Feder des Zyklopienvogels wedelte im Haar des Dichters. Der Vogel saß jetzt gefoppt, ärgerlich und verständnislos in einem der unteren Zurgelbäume. Der Dichter hatte aber das Gleichgewicht verloren. Er faßte die Stange, auf der er saß, mit beiden Händen, strampelte, die Stange rutschte in seinen Händen, bildete die Achse, um die sein Körper sich drehte, so daß er mit Kopf und Schultern voraus auf den Boden schlug,

während seine Füße, am Geländer aufgerichtet, in die Luft ragten.

„Ins Außermenschliche müßte es gehoben werden —“ die poetischen Gedanken verließen den Dichter auch in dieser merkwürdigen Lage nicht.

Der Sprinz am Zuregelbaum drehte sich jetzt um und schaute ins breite Tal hinunter. Die gerettete Hummel verließ das Ohr des Poeten, flog hinauf und verschwand hinter einer dichten Ranke von Efeu.

„Ins Schildkrötische muß ich die Geschichte erheben —“ Herr Baswaldt drehte sich, daß er mit dem Bauch nach unten zu liegen kam, als Vorbereitung fürs Aufstehen. „Die Prinzessin erleidet die Nachstellungen eines bösen Zauberers, eines heidnischen Philosophen etwa, aber auch die reinen Absichten des Hirten Leo gelten ihr, ohne daß sie es weiß...“ Cosmo Baswaldt schob nacheinander die beiden Knie unter seinen Leib und stemmte den Oberkörper mit den Armen vom Boden. Frei erhob er wieder sein Haupt: „— der böse Zauberer verwandelt, weil sie ihm ihre Zuneigung verwehrt, die Prinzessin in eine Schildkröte...“ der Dichter zog ein Bein nach vorn und setzte die Fußfläche auf, so daß er bald kniete. „Unglückliche Prinzessin! aber noch unglücklicherer Hirte Leon... möchte man meinen. Aber noch ist der Hirte alles andere als unglücklich. Er sieht in ihrem Zustand, in dem sie sogar der böse Zauberer verschmähen würde, eine Möglichkeit —“ das Geländer mit einer Hand ergriffen, die andere aufs Knie gestützt, erhob sich Herr Cosmo Baswaldt langsam und endgültig, und mit der Bewegung des bedächtigen Applaudierens entlehnte er — mehr symbolisch — den Staub von den Händen.

„— eine Möglichkeit, sich, wenn nicht ihrer Liebe, so doch ihrer Dankbarkeit zu versichern. Er ärgert irgendwie den Zauberer, der ihn prompt auch in eine Schildkröte verwandelt (der Zauberer kann nichts anderes). Vor die Prinzessin hingekrochen nimmt er sich diesmal ein Herz zu sprechen: „Siehe, Galla Placidia, kaiserliche Prinzessin, deinetwegen habe ich auf menschliche Gestalt verzichtet, um dir gleich zu sein...“

Der Dichter bückte sich noch einmal, um den Staub von den Knieeilen seiner Hose zu entfernen. Er steckte sich, als großzügige Feier für den Tag, eine neue Regalia Elegantes an, und stieg weiter die Promenade hinauf.

„Uausgesprochen werde ich lassen, ob Stolz und Verbitterung und die Verallgemeinerung dieser Gefühle die Prinzessin veranlaßt hat, den armen, treuen Hirten abzuweisen, oder ob selbst für in Schildkröten verwandelte Prinzessinnen Standesrücksichten zu gelten haben. Kurz: der Hirte Leo stürzt sich in eine Schlucht (oder in eine Schlacht, eine Schildkrötenschlacht, ich weiß es noch nicht), um darin umzukommen.“

Herr Baswaldt rastete an der nächsten Serpentine. Noch einmal klingelte das Schulgeläute, wohl um das Ende der Pflichten für die Nachgessenen anzuzeigen. Herr Baswaldt, der diesmal nicht darauf achtete, pflückte eine der reifen, blauschwarzen, zwetschkengroßen Früchte des Kaktus' *Opuntia nana*, im Geschmack entfernt dem Holunder ähnlich. Dann zog er an seiner neuen Regalia. Sie war nicht verloschl. Ihr Rauch zog schwer und leicht zugleich hinauf zu den herbstlichen Granatbäumen.

Herbert Rosendorfer

Die Schneegänse

„Ding, ding“, machte die Türglocke, man hörte es kaum, so knarrte der Wind. Draußen auf der zerbrochenen Erde klirrte das Eis. Das knorrige Holz jammerte in dem verschnörkelten Ofen mit den blauen Kacheln, der Wind war hinter der Ebene zurückgeblieben und ließ das Eis knacken und zerbersten. Weitab streckten die grauen Schatteln die Kehlen mondwärts und heulten.

„Ding, ding“, machte die Türglocke, und der alte Apotheker sprang erschreckt von dem dreibeinigen Schmel in die Höhe, der umfiel und in den Stapel Federholz rullte.

Der kleine Junge lehnte sich, leicht erschöpft vom Sturm, der ihm das Haar zerzaust hatte, an das verstaute Fenster und lächelte. „Hast du die Schneegänse gesehen?“, fragte er freundlich und trat vertraulich ein Stück näher in den Laden. Der Alte rückte die Petroleumlampe zur Seite und legte sein Buch unter den Tisch.

„Rote Stiefelchen hat er an“, dachte er. „Sieh mal an, woher er die wohl hat, rote Stiefelchen. Und was für Augen aber auch, ganz dunkel und groß, so voll Vertrauen und ohne jeden Funken Zweifels. — Soll ich dir 'Tee anbieten?“, fragte er, aber der Junge beharrte: „Hast du die Schneegänse nicht gesehen?“ „Nein, mein Kind“, sagte der Apotheker da. „Die habe ich nicht gesehen.“ Dann kramte er auf dem Bord herum, holte eine glänzende Metalldose herunter und schob den kleinen Kupferkessel auf dem Ofen zurecht. Das Wasser begann zu summen und die Scheite prasselten und knisterten, als er die rotglühende Ofentür öffnete und das Holz in die aufspringende Glut fallen ließ. Der Kleine ließ sich auf dem roten Plüschsofa nieder, und der Apotheker stand etwas schau und verloren in seinem Laden und wartete, daß das Wasser sieden sollte.

„Ich habe sie aber gesehen“, sagte der Kleine, und seine Augen leuchteten. „Herrliche Schneegänse waren es, weißt du, die Luft hat gesaut vom Auf- und Niederschlagen ihrer Flügel, und bei dem wilden Schrei aus ihren Hälsen blieb der Atem des Windes voller Staunen stehen. Sie sind mit dem Fluß heruntergekommen, weit aus dem Norden, und wie ein Ungewitter sind sie hoch über mir davongerauscht, und nirgendwo spürte man einen Hauch, so voll von Verwunderung war die Luft.“

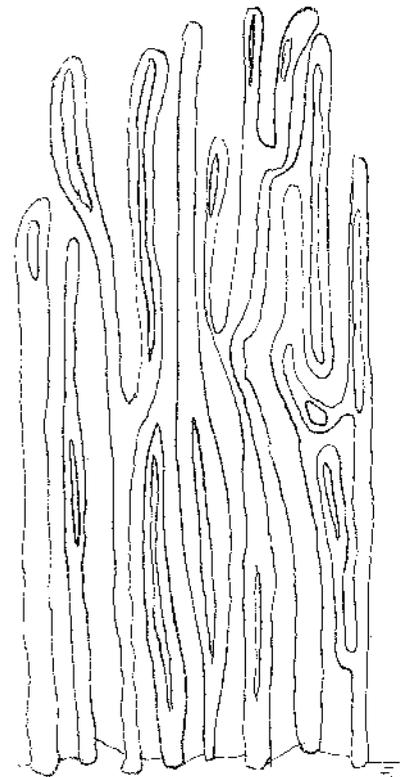
Der Apotheker warf frisches Holz auf die Glut, die sich rotglühend in seinem Gesicht spiegelte. Er hatte tiefe Falten um die Augen, die recht lustig aussahen, und über dem Kragen hing ihm ein grauer, verfilzter Bart, der riesenhaft und verwildert war wie Brombeergestrüpp und den Mund, den man hinter den vom vielen Pfeifenrauchen angesengten braunen Haaren vermutete, verdeckte, so daß seine Worte, wenn sie sich glücklich aus dem Dickicht hervorgearbeitet hatten, etwas rauchig und gedämpft schienen. Auf dem Kopf trug er eine braune, runde Kappe, die zum linken Ohr hin vorrutschte war und ihm ein sonderbares, vorwegenes Aussehen gab. Zu sehen waren die Ohren nicht; sie wurden von dem mächtigen Bart — oder war es schon sein Kopfhaar — überdeckt, und man sah nicht, ob er den Kragen geöffnet hatte, oder welcher Farbe sein Hemd war. Bis über die schwarze, abgetragene, und an den Aermeln und Knopfreihen leicht glänzende Jacke

reichte er hinunter. Der untere Teil seiner Erscheinung war hinter dem Ladenfisch verborgen. Nur seine großen, knöchigen Hände mit den gelben Fingern waren noch da, die unschlüssig bald hier und bald da weiten und nichts rechtes anzufangen wußten. Er war etwas verwundert und schien sich zu fragen, woher diese kleine Gestalt denn zu so später Stunde komme, und kramte auf den eichenen Borden angelegentlich und mit einem leichten Seufzer nach seiner Nickelbrille, um das Kind genauer betrachten zu können. Als er mit den langen Armen die oberen Regale absuchte, mußte er den Kopf dabei nach unten nehmen, denn die beiden Bewegungen störten einander.

Die rußgeschwärzten Balken der Stubendecke begannen zu knarren. Der Kessel summete gleichbleibend und begütigend. Draußen fiel jetzt Schnee und breitete jene hörbare Stille aus, die alle Sinne anspannt und zu sagen scheint, es müsse jeden Augenblick irgendetwas geschehen. Der Junge saß noch immer auf dem roten Plüschsofa und sah dem Alten versonnen zu. „Schade, daß du hier drinnen sitzt und so viel versäumst“, sagte die kleine Stimme vom Sofa her mit Bedauern. Die Lampe flackerte, aber der Alte goß kein Petroleum nach, der Frost klirrte und die Holzscheite krümmten sich und knirschten. Der Apotheker griff mit zitternder Hand nach der Teedose. Da verlöschte die Flamme. Langsam und blau und unruhig. Durch die Ritzen der Ofentür fielen rote Streifen auf die Dielen, liefen das Gebälk hinauf und trafen sich an der niedrigen Decke. Der Junge sperrte die Tür auf und seufzte: „Schade, daß du sie nicht gesehen hast. Sie waren wirklich herrlich.“ Dann drückte er die Tür zu.

„Ding, ding“, schwirrte der Ton der Ladenglocke im verwirren Kopf des Apothekers nach, dann war es still, und als er sich beeilte, nach draußen zu gelangen, hörte er die ersten Schneegänse hoch über seinem Kopf zum Dorf hin davonfliegen.

Monique



Abel

S a m s t a g

Am Rande, auf dem Gehsteig. Autos, glitzerndes Strömen, die Dame lächelt zum Fenster heraus, er blickt starr nach vorn. Es gibt ja soviel Unfälle, 231 in zehn Tagen. Wie beide ganz ihrer Funktion gehören, als wäre gar nicht Samstag, als wollten sie sich gar nicht unterhalten. Sie tun ihre Pflicht, wenn es trotzdem nicht lustig wird, so liegt das bestimmt nicht an ihnen. Er war doch so müde, hat sich so angestrengt nach dem Büro noch schnell fertig zu werden (Sie wartete ungeduldig). Aber nur rasch fahren, vielleicht erreichen sie es noch (wenn sie nicht schon daran vorbeigefahren sind). Nicht an mir, nicht an den armen Fußgängern, die nicht zahlen — am Glück. Ein Kamel geht schwer durch ein Nadelöhr, ein Auto noch viel schwerer.

Wieso auf dem Gehsteig, warum nicht auf dem Mond, frage ich mich. Oder im Kino, immer der gleiche Film. Die Reichen strömen im Auto, die Armen zu Fuß, nur weiter, das Leben geht weiter, nicht stehenbleiben. Alles trifft sich und trennt sich, die Liebenden und die Hungernden. Getrieben werden, ohne zu wollen, doppelt angenehm. Wir wollen ja eigentlich alle nicht, es ist nicht unsere Schuld, die Umstände. Mildernde Umstände.

Die Sonne steht flach am Hügel, Wolken goldgefärbt — wie eine Stimmung von Rembrandt sagen die älteren Damen (aber es ist Turner). Die Jungen sehen es nicht, nur nicht romantisch werden, keine Rüh-

rungen. Das Leben ist hart, der Chef, die Straßenbahnen — immer Kampf ums Dasein — kalt wie Neonlicht. Der Neonring über dem Turm kreist — sehr gute Reklame —: Das neue Gestirn über der Stadt. Nicht Kometen Untergang verkündend — stetes kaltes Licht, pünktlich und hygienisch. Daneben blaß der Mond, viel weiter weg — aber für jeden etwas. Mondumglänzte Zaubernacht für die Verliebten, gibt es wohl auch noch, vielleicht auf dem Lande (Capri, 10 Tage alles inbegriffen 320 DM).

Atelier-Bar, Tanz zwischen den Gemälden (wir geben etwas auf Kunst). Kein Rhythmus, Takt wie vom Motor, gleichmäßig, zwingend. Die Mädchen müssen tanzen, ermüdend aber es fördert das Geschäft. Und Musik: wie leicht man sich kennenlernt, ist ja alles gleich, hätte lieber die Blondchen aber heute ist es ein kleiner Schwarzer, vielleicht ein Jude. Rassenschande hieß das, schönes Wort, und die schwarzen Uniformen waren auch so flott, und dann die Reden, wir verteidigen eine „Jahrtausendjährige Kultur“. Ja, da war man noch begeistert, heute machen alle nur Geld (Diese Amis haben Geld!).

Am Rande, in einer Ecke, oder in einem Buch, am Mond. Abgeschiedenheit, immer fern, auch wenn du das gleiche Bier trinkst. Und müde, versinken, ohne Ziel, ohne Grund, ohne Sinn. Nur nicht fahren, nicht drehen, nicht diesen Lauf in der Bahn — weinen können, und tiefe Küsse der Luft!

am. ar. at.

E b e r h a r d

Gekreischt in den Wangen. Eberhard spielt mit Unruhe. Weißes Geräusch bauscht im Schnee. Schlag und Riemenzug am Morgen. Der Ansager an unrechter Stelle. Die Frauen schreit er, der Wagen schreit er, schreit er der Morgen. Der Professor ist voll Mitleid mit ihm, sucht nach Trinkgeld und Bahnsteigkarten, der Ober bringt Sauerkraut. Die Turmuhr schlägt 10. Im Garten warten die weitansladenden ungebrochenen Aeste auf die nächste Jahreszeit. Karoline betreut sie gerne, doch der Wellensittich spricht nach einer kurzen, wohlüberlegten Pause zum dritten Mal: Heute 5-Uhr Tee mit Kuchen. An der Ecke werden Hormoskoran-Schnecken feilgeboten. Ihre feuchten Leiber wälzen sich im Schatten der Akazienbäume und Cirruswolken, die mit alten Liedern und gefiederten Schwärmern sich über das lange Tal der verstaubten Straßen recken. Davor steht eine Bank mit 14 Wegelagerern, dieser Gedanken Beute, ermattet und müde der Schnecken, die ihrerseits schon die lüsternen Häuse zickeln. Frau Selma wohnt in der kleidsamen trübsamen Taftkammer ihres Herzens mit Wunden firtblauer zirbelgrüner Augenbrauen. Herr Selmur lacht. Die Dattelfliege läßt alle volksliedhaften Klänge im schirmstängigen Palmwedelwald verstummen, wie sehr sich Herr Selmur auch dagegen stemmen mag. Obwohl Herr Selmur lacht. Sie darf nicht im Röhricht bleiben, klagt Frau Selma, nimm den glasperlentaubehangenen Luster.

Sein tischlampenähnlicher Knauf mag uns als Stütze dienen auf dem Weg des ältlichen Abends und betagten Tags. Doch wie der mitleidige Professor ihr selbigen reichen will, sei es um einem weiteren plötzlichen Ueberströmen seines Mitleids vorzubogen, dem alle geplagte Kreatur am Herzen liegt, sei es aus Gefälligkeit oder Gefallsucht, da rufft sie erbost über den knollenblättrigen leichenfarbenen Pilzschirmknauf, den er sich anschickte ihr in seiner tiefen, verwunderten doch schwerwunderbaren Zerstreung zu reichen: Herr Ober, noch eine Portion! Worauf sich Karoline beleidigt zurückzieht um in einsilbigen Zwiegesprächen den Tag des Wellensittichs auf der breitkrämpigen Dotterpalme tunlichst zu verkürzen. Am anderen Tag kann man alles in der Zeitung lesen: Vergifteter Ginster-Binse im Milbenbirst. (Eberhard zürnt einstweilen im Garten.) Wellensittich über dem Bunsenbrenner ein Raub der Flammen. Karoline mit Ansager an unrechter Stelle entflohen. Bachstelze abgängig. Hasbrowachsener Dauerfink zugeflogen. Ober vergiftet. Schollen und Schößlinge nur bei Eberhard. Doch Eberhard zürnt und liest keine Zeitung. Vor der Tür seines vorlassenen Landsitzes warten 14 Wegelagerer, Frau Selma, Herr Selmur, der mitleidige Professor und desweiteren einige fürwitzige unverspöckte wohlgenährte Hormoskoranschnecken.

Das ist die Geschichte des großen Gautama Buddha. Er war ein Prinz. Wie alle jungen Prinzen schlug er mit dem Degen den Blumen die Köpfe ab und warf kleine Steine nach den Fröschen im Teich. Er küßte alle Mädchen und sang das Ritornell zu ihren Liebesliedern. Und er treute sich an den bunten Schmetterlingen. Einmal fiel ihm ein Ziegel auf den Kopf und er fand sein Elternhaus nicht mehr. Seitdem man ihn zum Gott gemacht hat, sitzt er mit breitem Bauch auf dem Nachtkästchen und schaut zu.
Ohi Ansgotin

Ueber das Gedicht Praeludium funebre von Moses Endewelt

Das schwere Niedersteigen als vorüberziehender Gedankenflug?
Der Auftakt zusammenfallend mit langanhaltender Betonung?
Die Tiefe als Ungrund?
Das Gleichgewicht die schräge Bahn, Grund als Bodenloses, der Ausgleich Weg zum Verhängnis?

Dieser Art werden die Fragen sein, die sich die Leser des Gedichtes Praeludium funebre von Moses Endewelt stellen könnten. Im Bewußtsein, das echte Verstehen sei nur durch intuitives Erfassen, durch die unmittelbare Begegnung zwischen einer Aussage und dem Aufnehmenden möglich, erhält jeder Deutungsversuch, und somit auch der meine, nur den Charakter einer Einführung, einer Anleitung und Hinführung zur gegebenen Aussage selbst, ohne den selbständigen Schritt, die individuelle Auseinandersetzung jedes einzelnen damit ersetzen zu können.

Die Wandlung, Beginn von Strömung und Ablauf beginnt diesmal mit Musik durch Musik und der Zweifel, sie könnte zerstreuen statt sammeln, wird als Lüge im Ungrund der Seele sichtbar. Der Begriff des Ungrundes ist dabei als Verschmelzung der bodenlosen Tiefe mit der größten Nichttiefe, der unergründlichen Weisheit mit dem Fehlen irgendwelchen Sinngehaltes zu fassen.

Beim Verwehen lastet das Unvermögen, Verwehendes halte zu können, auch fransen in den seelischen Provinzen (wie ich die gedachten Oertlichkeiten der Seele können möchte, wozu auch ihr Ungrund gehört) immer die Randgebiete ab, binden sich neu und anders, und dieses Verwehen hebt doch den Charakter der Schwere der genannten Provinzen nicht auf.

Heben oder Strecken und Drücken oder Biegen sind zwei Bewegungen, denen durch ihre entgegengesetzte Art viel Gemeinsames zukommt. Mißlingt die eine, liegt die andere nahe. Die Nachgiebigkeit kann im einen wie im anderen Fall erprobt werden, wenn nicht, wie in unserem, die Angst davor diese sonst alltägliche Probe und ihren Ausgang fragwürdig erscheinen ließe.

Diese Fragwürdigkeit betrifft das Gleichgewicht, das zu weitgehenden Nivellierungen Anlaß gibt, die nur die bestehende Uferlosigkeit und das Gefühl des Ausgeliefertseins erhöhen, während die Möglichkeit zur Orientierung vermindert wird. Dazu bedarf es des hervorspringenden Widersinns (wie der trockenen Inseln und sicheren Pfade im Moor) einiger fest umrissener Punkte, die dem einsichtigen Gleichgewicht ihr Ungleichgewicht entgegenstellen und somit gemeinsam mit ihm eine höhere Ordnung erst möglich machen.

Josef Sautfallner



Die Südtiroler Hochschülerschaft schreibt einen Photowettbewerb aus unter dem Thema

DER MENSCH IM SPIEL

Es werden Schwarzweißbilder und Diapositive getrennt bewertet. In jeder Kategorie kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L 8000
2. Preis: L 5000
3. Preis: L 3000
4. und 5. Preis: L 2000

Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1959 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen sind die Mitglieder der Jury und deren Sekretär.
2. **SCHWARZWEISSBILDER:** Jeder Teilnehmer kann mit höchstens drei verschiedenen Photographien am Wettbewerb teilnehmen. Das Format der Bilder muß 18x24 sein. Papieroberfläche nach freier Wahl (weiß Hochglanz oder chamoix). Die Bilder müssen auf weißem Karton in der Größe 32x35 aufgezogen werden.
3. **FARBDIAPOSITIVE:** Jeder Teilnehmer kann höchstens drei Dias einsenden. Es ist kein Format vorgeschrieben, jedoch müssen die Dias eingerahmt sein.
4. Die Lichtbilder müssen anonym durch die Post mit der Angabe „Photowettbewerb des Fahrenden Skolasten“ an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse Nr. 20, II. Stock, gesandt werden. Zur Identifizierung muß der Teilnehmer jedes Photo mit einem Motto versehen; die Mottos müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Adresse des Teilnehmers und die Mottos enthält, wiederholt werden. Dieser Umschlag wird erst bei der Preisverteilung geöffnet. Der Teilnehmer muß die Photographien, mit denen er am Wettbewerb teilnimmt, zusammen in einem Paket einschicken, also nicht jede einzeln. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.
5. Einreichungstermin: 7. Dezember 1963.

Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise, die von der Jury auch in einem anderen Verhältnis aufgeteilt werden können, erfolgt durch einen Dreierausschuß.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft bestimmt.
3. Die Entscheidungen des Dreierausschusses sind unanfechtbar.
4. Die Schriftleitung des Fahrenden Skolasten behält sich das Verfügungsrecht über die eingegangenen Photographien vor und ist nicht zur Rückgabe verpflichtet. Für jedes nichtprämierte Bild, das im Fahrenden Skolasten abgedruckt wird, zahlt die Südtiroler Hochschüler-

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft schreibt einen Artikelwettbewerb mit folgendem Thema aus:
Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

SÜDTIROL 1963

1. Preis: L 15.000
2. Preis: L 10.000
3. Preis: L 8.000

und drei weitere Preise zu L 5.000

Das Thema kann vom politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, religiösen Gesichtspunkt aus gesehen und entwickelt werden. Je näher ein Artikel den Hauptproblemen kommt, um so größer sind die Aussichten auf eine Prämie. Das Thema wurde gewählt, um die Hochschüler anzuregen, sich einmal zu Problemen zu äußern, die unsere Heimat unmittelbar betreffen.

Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1961 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen ist der Sekretär der Jury.
2. Die Aufsätze müssen maschinengeschrieben in fünf Exemplaren vor Ablauf des Einreichetermins anonym durch die Post mit der Angabe „Artikelwettbewerb des „Fahrenden Skolasten““ an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse Nr. 20/II., gesandt werden.

Zur Identifizierung muß der Verfasser den Aufsatz mit einem Kennwort oder eigenen Titel versehen; die Kennwörter oder Titel müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Nach der Entscheidung des Fünferausschusses werden die Umschläge mit den Kennwörtern der prämierten Aufsätze geöffnet und deren Ver-

schläge bleiben ungeöffnet. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.

3. **Einreichetermin: 17. November 1963.**

Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise erfolgt durch einen Fünferausschuß.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft ernannt.
3. Der Fünferausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und legt das Verfahren der Preisverteilung fest. Die Besprechungen des Fünferausschusses sind streng geheim.
4. Sollten sich bei der Vergebung der Preise Schwierigkeiten ergeben, so können zwei Drittel der Beträge ex aequo in einem anderen, vom Fünferausschuß festzusetzenden Verhältnis unter die Verfasser der besten Aufsätze aufgeteilt werden.
5. Die Entscheidungen des Fünferausschusses sind unanfechtbar. Die Zuweisung einer Prämie bedeutet keineswegs, daß der Fünferausschuß die Auffassung des Schreibers teilt.
6. Die Schriftleitung des „Fahrenden Skolasten“ behält sich das Verfügungsrecht über die eingelaufenen Arbeiten vor.
7. Die Ueberreichung der Preise erfolgt bei der Vollversammlung zu Weihnach-

X. Meraner Hochschulwochen **9. bis 20. September 1963**

- Thema: „Das Problem der geistigen Ueberlieferung“.
Eröffnung: „Europa als Erbe und Aufgabe“.
Vorlesungen:
1. „Politische Führung und persönliche Verantwortung“.
2. „Mittelalter und Gegenwart“.
3. Tradition und Protest in der abendländischen Kultur“.
4. „Materie und Gestalt“
Abendvorträge:
1. „Das Buch als Träger geistiger Ueberlieferung“.
2. „Zur Soziologie des Literarischen Geschmacks“.
3. Weltverkehr und Landschaftsgestaltung“.
4. „Neue Funde zur Bibel“.
5. „Tirol und Österreich 1363-1963“.
6. „Vom Sinn der Konzilien“.
7. „Zur Hygiene des akademischen Studiums“.
8. „Ende der Neuzeit?“
Arbeitsgemeinschaften:
1. „Möglichkeiten der Begegnung zwischen den Konfessionen“.
2. „Frauenstudium und Frauenberuf“.
Burgtheaterabende:
Frau Grillparzer: „Des Meeres und der Liebe Wellen“.
Studienfahrt:
Jaufenpaß — Slerzing — Bruneck — Gröden-Joch — Sellajoch — Kaversee — Bozen.

VII. Studientagung der **Südtiroler Hochschülerschaft** **5. bis 9. August 1963**

Rahmenthema: „Südtirol seit 1945“.
Die vorgesehene Referate werden sich mit folgenden Themen befassen:
1. Politik;
2. Wirtschaft;
3. Soziale Probleme;
4. Schulreform;
5. Laienpostolat;
6. Kunst und Kunstförderung in Südtirol;
7. Politische Bildung.
Die genau formulierten Themen sowie die Namen der Referenten werden rechtzeitig in einem eigenen Rundschreiben bekanntgegeben werden. Ort der Tagung: Landwirtschaftsschule Dietenheim bei Bruneck.

Europäisches Forum Alpbach

Neunzehnte Internationale Hochschulwochen
Alpbach/Tirol, 16. August bis 3. Sept. 1963
Generalthema:

Arbeit

Kongresssprachen: Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch.

Die Veranstaltung gliedern sich in:

- I. Arbeitsgemeinschaften
- II. Vorträge und Vortragszyklen mit Diskussion
- III. Konzerte
- IV. Ausstellungen
- V. Sprachkurse

Auskünfte und Anmeldungen:
Generalsekretariat des Österreichischen College, Wien IV., Argentinierstraße 21/I. (Auskünfte auch im Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft).

Wichtig!

Da es immer wieder vorkommt, daß der „Skolast“ zurückgeschickt wird, weil Adressen unaußfindbar sind, sei an alle die dringende Bitte gerichtet, Adressenänderungen rechtzeitig bekannt zu geben. Das gilt bei Studenten nur für die ständige Wohnadresse, da es aus technischen Gründen nicht möglich ist, den „Skolast“ den Studenten an die jeweilige Studienadresse zu schicken. Wer ihn dort wünscht, sollte ihn sich von zu Hause nachschicken lassen.

Sehr viele Mitglieder sind mit dem Zahlen des Mitgliedsbeitrages im Rückstand. Es sei ihnen an dieser Stelle ans Herz gelegt, das bisher Versäumte nachzuholen. Möglichst bald! Auch ausstehende Beträge von weiter zurückliegenden Jahren mögen nachgezahlt werden. Dies betrifft besonders viele Altakademiker, welche doch laut Statuten als unterstützende Mitglieder im Verein verbleiben.